

HUGO SCHNEIDER

# Die Burgen und ihre Bewohner



Stiftung für die Erforschung des Üetlibergs



Hugo Schneider:

## Die Burgen und ihre Bewohner

Der Üetliberg und der Albiskamm waren, so sollte man meinen, für den mittelalterlichen Burgenbau geradezu prädestiniert; die Sicht war weit, die steilen Hänge boten mit wenigen künstlichen Hilfen hohen Schutz. Sucht man jedoch nach Burgstellen, so sind es nur gerade deren sechs, welche einst diesen Höhenzug oder einzelne seiner Seitengräte dominierten: Baldern, Friesenberg, Manegg, Schnabelburg, Sellenbüren und die Üetliburg. Ist es ein Zufall, dass man nur über eine, die Schnabelburg, auf der einst ein bedeutendes hochadeliges Geschlecht hauste, einigermaßen gut orientiert ist, und dass die andern, wie die Üetliburg und die Baldern, entweder von Legenden umwoben oder, wie die Manegg, durch die Zürcher Novelle Gottfried Kellers «Der Narr auf Manegg» bekannt geworden sind? Für die beiden verbleibenden, die Friesenberg und die Sellenbüren, stehen nur wenige schriftliche Quellen zur Verfügung. Es

ist auf jeden Fall erstaunlich, dass diese Burgen quellenmässig dermassen schlecht zu erfassen sind. Das genaue Gründungsdatum ist bei keiner bekannt, der Abgang nur bei zweien. Es ist deshalb schon oft über diese Burgen gerätselt worden. Auch der Spaten ist schon verschiedentlich zu Hilfe genommen worden, bei der Schnabelburg vier-, bei der Üetliburg mindestens zwei-, bei der Friesenberg und der Sellenbüren je einmal. Über die Resultate und über die daraus zu erkennen- den Zusammenhänge mit den schriftlichen Quellen wollen wir versuchen, einen Überblick und gleichzeitig neue Denkanstösse zu geben. Da Burgstellen archäologische Fundgruben darstellen, jedoch erst dann lebendig werden, wenn die Menschen, welche sie bewohnten, mit ihnen in Beziehung gebracht werden, haben wir uns zu einer Zweiteilung der Arbeit entschlossen. Im ersten Abschnitt wird der archäologische Bestand erhellt. Der zweite befasst sich mit den Besitzern und Bewohnern und dem Schicksal der Anlagen.

Zürcher «Kantonskarte» von Jos. Murer (1566).  
Ausschnitt mit den Burgstellen Friesenberg, Üetliburg,  
Baldern, Manegg, Sellenbüren.



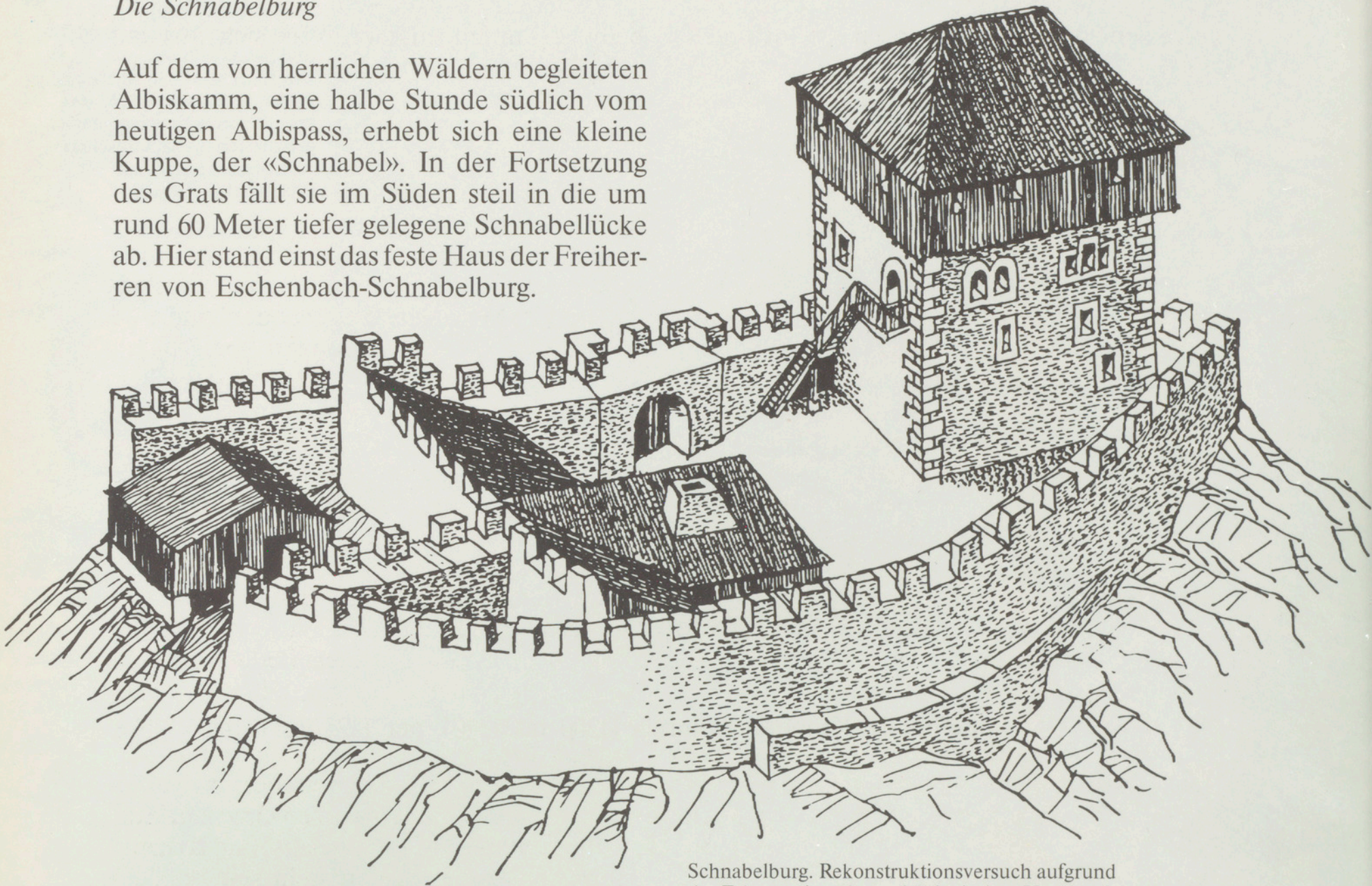




Zürcher «Kantonskarte» von Hans Konrad Gyger (1667). Ausschnitt mit den Burgstellen Friesenberg, Üetliburg, Sellenbüren, Manegg, Baldern und Schnabelburg. Die Karte wurde in 38jähriger Arbeit im Massstab 1 : 32 000 erstellt und bildete eine der genauesten topographischen Aufnahmen jener Zeit (Staatsarchiv Zürich).

Die Schnabelburg

Auf dem von herrlichen Wäldern begleiteten Albiskamm, eine halbe Stunde südlich vom heutigen Albispass, erhebt sich eine kleine Kuppe, der «Schnabel». In der Fortsetzung des Grats fällt sie im Süden steil in die um rund 60 Meter tiefer gelegene Schnabellücke ab. Hier stand einst das feste Haus der Freiherren von Eschenbach-Schnabelburg.



Schnabelburg. Rekonstruktionsversuch aufgrund der Erkenntnisse der archäologischen Untersuchungen von 1955. Ansicht von Westen.

1870, 1899 und 1914 waren Untersuchungen auf der Burgstelle durchgeführt worden. 1955 unternahm das Schweizerische Landesmuseum eine erneute Nachgrabung. Im allgemeinen ist das äusserst undankbar, weil ja jede Spatenarbeit auch gleichzeitig Zerstörung des Urbestands bedeutet und weil erst bei einer erneuten Überprüfung festzustellen ist, wo es sich um Altbestand und wo um Umschichtung oder Abraum handelt. So war es denn auch bei der Schnabelburg, und der Burgengrundriss, der bei der zweiten Grabung von 1899 freigelegt wurde, musste bei der Schürfung von 1955 in wesentlichen Teilen korrigiert und erweitert werden. Der ergrabene Bestand ist konserviert worden und kann heute besichtigt werden.

Eindeutig feststellbar waren und sind von der Anlage noch die Fundamente eines Bergfrieds von 8 x 6,5 Meter in der Nordwestecke der Kuppe. Eine Ringmauer umschliesst ein zugehöriges Areal von ungefähr 35 Metern Länge und 20 Metern maximaler Breite. Die Mauerstärke ist im allgemeinen gering gehalten. Sie liegt durchschnittlich bei einem knappen Meter. Die Steilheit des Geländes erlaubte die verhältnismässig

leichte Bauart. Sie erforderte aber auch nicht unbedeutende Substruktionen. Diese sind teilweise noch unterhalb der Westflanke des Bergfrieds erkennbar. Um der Ringmauer Halt zu geben und sie vor dem Abgleiten und

Schnabelburg. Die teilweise rekonstruierte Ringmauer und die Reste des Backofens im Hintergrund. Ansicht von Osten.



allfälliger Untergrabung zu schützen, wurde sie durchgehend auf eine im Abhang ausgeschnittene Fundamentbank aufgesetzt und an verschiedenen Stellen durch ein Vorfundament verstärkt. Der Bergfried seinerseits war direkt auf die anstehende Nagelfluhbank aufgesetzt. Innerhalb des Berings haben sich Fundamente verschiedener Bauten erhalten. Sie sind in ganz bescheidene Fundamentgruben eingesetzt, was zeigt, dass es sich wohl nur um steinerne Unterbauten von Holzgebäuden handelte. Die Fundierung war zum Teil dermassen schlecht, dass ein Mauerstück im Lauf der Jahrhunderte abglitt und erst an der westlichen Ringmauer zum Stillstand kam.

In der Hofmitte steht noch ein Mauerrechteck von 2,8 Metern äusserer Länge und 1,1 Metern innerer Weite. 1899 sprach Zeller-Werdmüller diese Baute noch als Fundament eines kleinen Turms an. Heute sind wir der Meinung, es seien die Reste eines zentralen Backofens.

Prinzipiell wurde bei der Schnabelburg wie bei allen Steinbauten das System von Mantelmauern angewandt. Zwischen zwei wohlgefügte Steinmäntel kam eine losere, nur mit wenig Mörtel durchsetzte Füllmasse, der Kern. Man bediente sich vorwiegend der in der Sihl liegenden Bollensteine. Aber auch gebrochene Tuffe, Sandsteine und direkt am Burghügel abgesprengte Nagelfluhbrocken fanden sich da und dort. Die Überprüfung des gesamten, noch in der ursprünglichen Lage vorgefundenen Mauerwerks zeigte, dass von behauenen Steinen im eigentlichen Sinn kaum gesprochen werden kann. Kantenbeschlag oder Buckelquader, wie sie unter anderem in Alt-Regensberg, Greifensee, Schwanau,

Wädenswil, Hegi und Kyburg anzutreffen und für die Datierung einer Anlage von grosser Bedeutung sind, finden wir auf der Schnabelburg nur angedeutet. Was sich aus der Umgebung an Steinen aller Grösse und Art heranschleppen liess, wurde bei diesem Wehrbau verwendet. Lediglich allzu grosse Unebenheiten suchte man durch einfaches Abschlagen der vorspringenden Ecken, Kanten und Buckel etwas auszugleichen. Sonst handelte es sich um eine äusserst grobe und unausgegliche Arbeit. Da keine verschiedenartigen Mauertypen vorhanden sind und auch keine Überschneidungen von Mauerzügen vorkommen, darf man mit guter Überzeugung annehmen, dass die Burg in verhältnismässig kurzer Zeit in einem Zug errichtet wurde. Anfänglich war wohl eine imposante Wehranlage geplant, wie wir aus den Untersuchungen der Nordwestecke schliessen dürfen. Allein, es scheint, dass man vielleicht aus Zeitgründen noch während des Baus zu einer einfacheren Gestaltung überging.

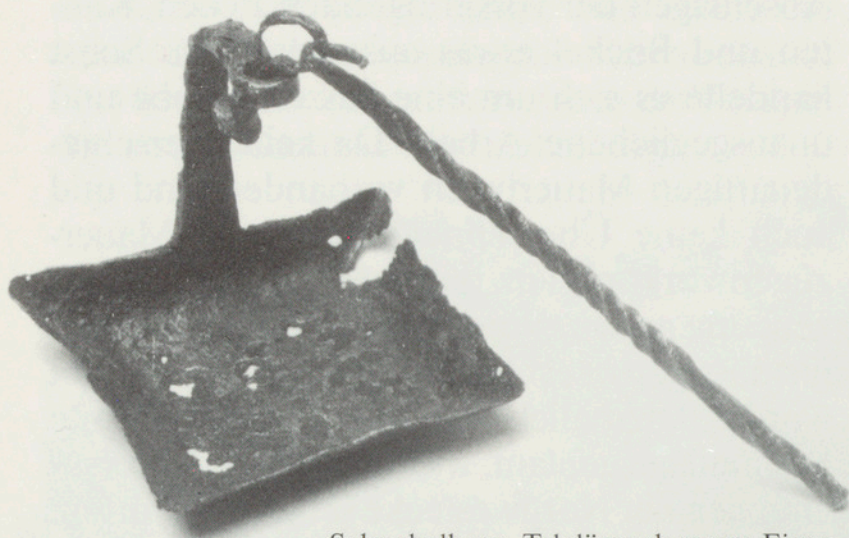
Von entscheidender Bedeutung war bei jeder Burg der Zugang. Graben und Wall dienten von jeher zum besseren Schutz. Diese Verstärkung erreichte man durch weitere Vertiefung der natürlichen Halsgräben im Westen und Norden. Über den ganzen einstigen Aufgang zur Burg konnte keine absolute Klärung erzielt werden. Hingegen steht seit 1955, im Gegensatz zur Annahme früherer Ausgräber, fest, dass der Zugang nicht im Osten, sondern im Westen durch die Ringmauer führte. Hier war die dazu nötige Lücke in der Mauer. Es handelt sich dabei nicht etwa um einen späteren Ausbruch, denn die Mauerenden sind zueinander versetzt.

Aus Geld- und Zeitmangel konnte die Anlage nicht vollständig ausgegraben werden. Der Weg ist nicht völlig geklärt; die schon von Zeller-Werdmüller genannte und als Gleitbahn gedeutete Rinne, welche gegen das Reppischtal hinunterführt, und die Halsgräben mussten unberührt bleiben. Man erforschte also lediglich das oberste Plateau mit den unmittelbaren Flanken. Unbeantwortet bis heute bleibt auch die Frage nach der Wasserversorgung. Bei keiner Untersuchung konnten Hinweise auf eine Zisterne oder einen Sodbrunnen gefunden werden. Eine mittelalterliche Wehranlage ohne Wasser war praktisch wehrlos, weil sie bei einer Belagerung innert weniger Tage zur Übergabe gezwungen werden konnte. Vielleicht gelingt es künftigen Forschern mit verfeinerten Methoden und grösseren finanziellen Mitteln dieses Problem zu lösen.

Schnabelburg. Das Bild stammt aus dem Jahr 1919.



Leider hat die Nachgrabung von 1955 bezüglich Kleinfunden keine nennenswerten neuen Resultate gebracht. Der Grossteil an Metall- und Keramikteilen wurde 1899 gehoben. Leider versäumte man damals, die genauen Fundorte, sowohl in der Fläche wie in der Tiefe, zu vermerken. Dadurch wurde in wissenschaftlicher Hinsicht nur halbe Arbeit



Schnabelburg. Talglämpchen aus Eisen mit drehbarer Platte. 13. Jahrhundert.

geleistet. Dennoch gibt das vorliegende Material wenigstens einen recht guten Überblick über die üblichen Gebrauchsgegenstände. An Eisenteilen seien insbesondere die Pfeil- und Bolzeneisen für Flitzbogen und Armbrust erwähnt. Sie sind ins 13. Jahrhundert einzuweisen. Ein Türgriff mit Strichdekor und ein Talglämpchen mit tauartig gewundenem Befestigungsstab und drehbarer Aufhängung sind ebenfalls dem gleichen Zeitraum zuzuschreiben. Interessant ist die Fundsituation bei der Keramik. Es sind keine Teile von Gefässen erhalten, was auf eine vorbereitete Räumung hinweist. Alle Fragmente beziehen sich auf Ofenkeramik. Es sind praktisch alles

Sellenbüren. Blick auf den Ofengüpf von Süden aus dem Reppischtal.



Röhrenkacheln, welche in die Zeit kurz vor 1200 bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zu datieren sind. Es finden sich darunter also Stücke, welche in die Entstehungszeit der Öfen mit gefangenem Feuer gehören. Vom Fundbereich her muss die Burg am Ende des 12. Jahrhunderts errichtet worden sein. Darauf weist auch die Art der Steinbearbeitung beim Mauerwerk hin. Der Kantenschlag und die Bossen, wie sie kurz nach 1200 in der Ost- und Zentralschweiz zur Anwendung gelangten, fehlen noch weitgehend. Wir werden im zweiten Abschnitt über die Bewohner nochmals auf die wahrscheinliche Entstehungszeit der Burg zurückkommen.

### *Sellenbüren*

Vom Uto-Kulm zieht sich ein scharfer Grat in westlicher Richtung zum Reppischtal. Dort, wo er sich zum sogenannten «Ofengüpf» ausweitet, stand ein Bürglein. Der Ort war wie geschaffen für eine von Natur aus gut geschützte Siedlung, denn der Ofengüpf, auf drei Seiten praktisch sturmfrei, konnte auf der vierten, auf der Bergseite, durch Vertiefung des bereits natürlichen Halsgrabens mit Leichtigkeit fast unzugänglich gemacht werden. Es kann deshalb nicht verwundern, dass bei der 1950/51 durchgeführten archäologischen Untersuchung auch die Spuren einer spätbronzezeitlichen, also rund 3000 Jahre alten Siedlung entdeckt wurden. Ihr folgte erst rund 2000 Jahre später eine hochmittelalterliche.

Die Grabungen ergaben folgendes Bild: Die Siedlungsfläche umfasste nicht den ganzen Ofengüpf. Die höchste Kuppe ergab keine Überbauungsspuren. Hingegen zeigten das östliche und das westliche, etwas tiefer

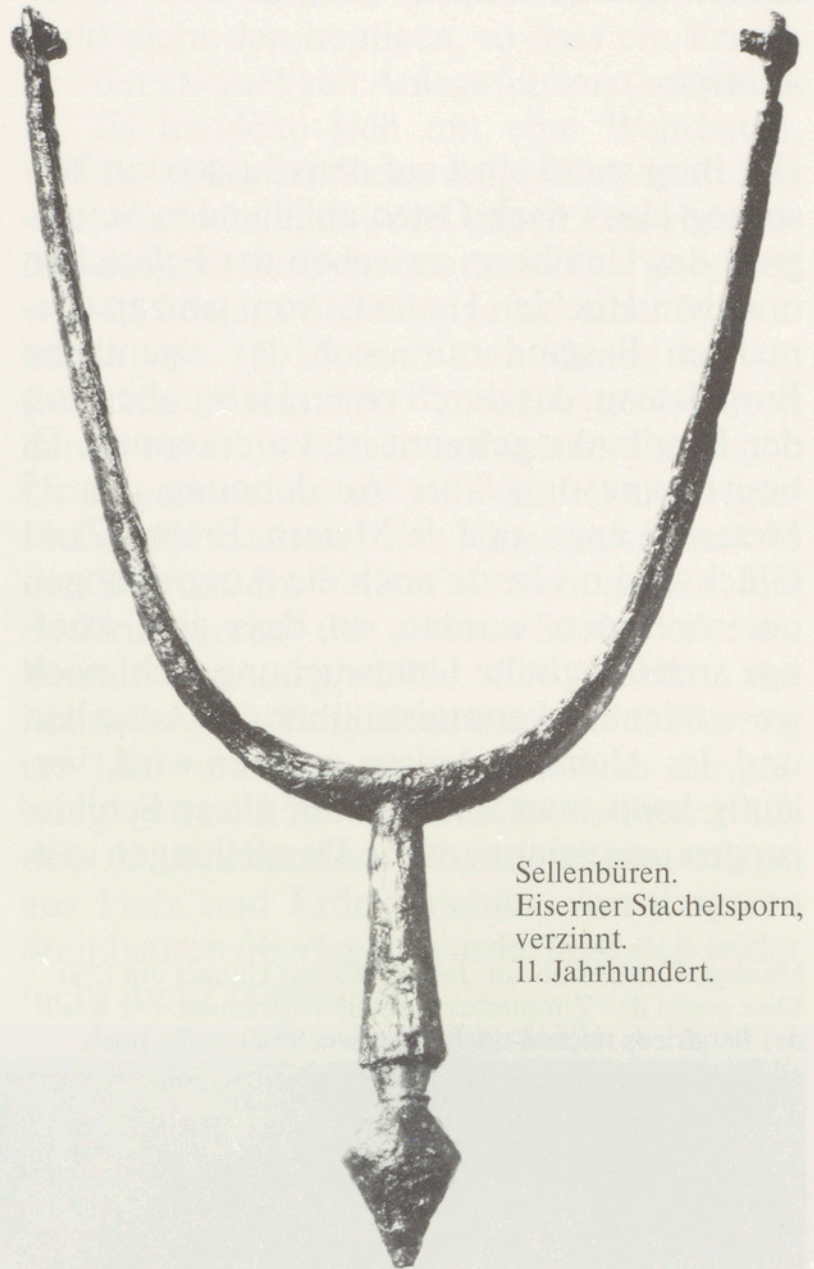


Sellenbüren. Fundament des ehemaligen Holzhauses auf dem östlichen Plateau. Grabung 1950/51.

gelegene Plateau zahlreiche Beweise für eine ehemalige Bewohnung. Das westliche Plateau misst etwa 13 Meter in der Länge und rund 21 Meter in der Breite und hat gegen das Tal hin eine leichte Neigung. Über einer spätbronzezeitlichen Kulturschicht mit Keramikfunden lag eine mittelalterliche. Diese umfasste Pfostenlöcher, Gruben für Schwellenbalken, Plattenbeläge als Gehhorizont, Plattenunterlagen für Balkenkonstruktionen, einen kleinen Mauersockel, Feuerstellen und eine kleine Zisterne. Auf dem östlichen, dem bergwärts gelegenen Plateau befand sich ein gemörteltes Mauerrechteck von 6,4 x 4,1 Metern Aussen- und 5,9 x 2,9 Metern Innenlänge. Es lagerte auf einem sauberen Vorfundament. Tuffsteine bildeten die Eckverbände. In der Mitte der Schmalseiten befand sich je ein Zugang, dessen Schwellenhöhe mit dem Vorfundament praktisch identisch war. Das Türgewände bestand offensichtlich aus Tuff, der in feuchtem Zustand sehr leicht zu bearbeiten war. Ausserhalb dieses Gebäudes war der Boden mit grösseren Steinplatten belegt. Es handelte sich beim Bau um ein Herrenhaus, das, in Holz konstruiert, auf einem Steinsockel gelagert war. Von einer Ringmauer, welche den ganzen Burgbezirk geschützt hätte, war nicht die geringste Spur zu entdecken. Natürlich war das Areal einst wesentlich grösser, und mehrere Teile sind im Lauf der Jahrhunderte in die Tiefe gerutscht. Wir sind aber der Meinung, auf den Schmalseiten des Grats wären Teile erhalten geblieben. Wir müssen jedoch annehmen, dass gar nie ein solch steinerner Schutz, der ja in unserer Gegend erst vom Ende des 12. Jahrhunderts an üblich wurde,

existierte, sondern dass eine Palisade, eine Holzkonstruktion, zur Abwehr errichtet worden war.

Es war also auf dem Ofengüpf eine eher bescheidene Anlage errichtet worden. Die mittelalterlichen Funde mögen zur Datierung noch einiges beitragen. Sie waren zwar nicht sehr zahlreich, aber sie können dennoch



Sellenbüren.  
Eiserner Stachelsporn,  
verzinkt.  
11. Jahrhundert.

einige Auskünfte geben. Hufeisenfragmente, mehrere Pfeilspitzen für Flitzbogen, zwei Schlüssel, ein Messer, eine Gürtelschnalle, ein Beschlägeteil und insbesondere ein sehr schöner Stachelsporn mit Spuren von Verzinnung waren die Ausbeute. Vier Keramikstücke sind noch dazuzuzählen.

Am besten sind zeitlich, neben Randprofilen von Keramik, Waffenteile einzuordnen, weil Waffen einem steten Wandel unterworfen waren. Zum Waffenbereich zählen wir auch die Sporen. Das vorliegende Stück mit geradem Stachel und den gestreckten Armen gehört ins 11. Jahrhundert. Auch die Pfeilspitzen sind vor 1200 anzusetzen. Es lassen sich keine Kleinfunde ausmachen, welche ins 13. Jahrhundert hinaufreichen würden. Zusammen mit der Bauweise der Burg - Holzbauten mit teilweisen Steinsockeln und Flechtwänden - geben uns die Fundgegenstände den Hinweis, dass die Burg noch im

12. Jahrhundert aufgegeben worden war. Dass sie einst abbrannte, ergibt sich aus den Kohlenresten, welche über den ganzen Hügel zerstreut aufgefunden und auch im Graben festgestellt wurden. Dieser Brand dürfte aber nicht der Grund zum Verlassen der Siedlung gewesen sein; es scheint vielmehr, die Räumung der Burg sei vorbereitet worden und in aller Ordnung vorsichgegangen.

### *Manegg*

Die Burg stand einst auf dem äussersten Vorsprung eines nach Osten abfallenden Seitengrats des Üetlibergs zwischen der Falätschen und dem Höckler. Heute ist vom ganzen ehemaligen Bestand nur noch das eigentliche Burgplateau, das durch einen Halsgraben von der Bergflanke getrennt ist, zu erkennen. Es besitzt eine ungefähre Ausdehnung von 35 Metern Länge und 9 Metern Breite. Zum Glück sind bis heute noch nie Ausgrabungen unternommen worden, so dass eine künftige archäologische Untersuchung wohl noch wesentliche Erkenntnisse über das Aussehen und das Alter der Anlage ergeben wird. Vorläufig kann man sich nur auf ältere Schilderungen und zeichnerische Darstellungen stüt-

Manegg. Kupferstich von Johann Kaspar Uttinger um 1750. Blick gegen den Zimmerberg und den Zürichsee. Die Reste des Bergfrieds reichen noch etwa zwei Stockwerke hoch.



Manegg. Aquarell von unbekannter Hand aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es sind noch Teile des ehemaligen Bergfrieds erkennbar.

zen. Aus diesen ist ersichtlich, dass einst ein Turm, ein Bergfried, dort gestanden haben muss. Er besass eine Ausdehnung von 8 auf 7,8 Meter bei einer Mauerstärke von 2,3 Metern. Offenbar waren die Binder und Läufer der Eckverbände mit Kantenschlag und Buckeln versehen, was eine Datierung in die



Zeit um 1200 erlauben würde. Für diese Datierung spricht auch der ehemalige rundbogige Hocheingang, der angeblich an der Nordecke der Ostwand in den Turm führte, eine Form, die wir von vielen Bergfrieden ostschweizerischer Burgen kennen. Zeller-Werdmüller spricht zusätzlich von einem Wohnhaus und einem Zwinger, einer Verstärkung des Zugangs, was eine Ringmauer voraussetzen würde.

Urkundlich wurde die Burg 1303 erstmals erwähnt. Sie erscheint letztmals als Wohnsitz 1409.

### *Friesenberg*

Die heutige Ruine befindet sich am äussersten Punkt des vom Üetliberg gegen Osten herunterziehenden Grats zur Goldbrunnegg über dem Hof und Restaurant Friesenberg. Das Burgareal ist wie bei der Manegg und dem Ofengupf von Sellenbüren durch einen tiefen, bergwärts gelegenen Halsgraben abgeschnitten. Auf dem obersten Bereich, der in zwei Stufen stadtwärts absinkt, findet der Besucher Gemäuer, das zwischen 1925 und 1930 teils ausgegraben, teils aufgemauert wurde. Es ist bedauerlich, dass diese Arbeit

Friesenberg. Zwischen den Resten des Wehrturms rechts und Gebäuderesten links ein rekonstruierter Durchgang. Grabung und Restaurierung 1925–1930.

geleistet wurde, weil man keine Erfahrung besass und wertvolle Substanz für immer zerstörte. Das ist um so gravierender, als die schriftlichen Quellen äusserst spärlich fliessen und man nur mit der Bodenforschung zusätzliche Erkenntnisse hätte gewinnen können. War die Ausräumung schon schlecht, so war die Restaurierung nicht besser. Der ehemalige Verlauf der Mauern entsprach wohl weitgehend nicht den heutigen, so dass ein Erkennen der ehemaligen Anlage äusserst schwierig ist. Es handelte sich um eine Wehrbaute, welche völlig in Stein aufgeführt war. Das «Zentrum» bildete wohl, gegen den Halsgraben ausgerichtet, ein quadratischer Bergfried von 6,8 Metern Seitenlänge bei einer Mauerstärke von 1,5 Metern. Der Mantel ist von sorgfältig behauenen Quadern gefügt, von denen einzelne Bossen aufweisen. Ein gegen Osten gerichteter, auf zwei Stufen angelegter Hof schloss sich an. Eine Ringmauer schützte den Bereich. Ihr Verlauf ist nicht geklärt. Ein Sodbrunnen auf der unteren Stufe stellte die Wasserversorgung sicher. Die Struktur der Mantelung des Bergfrieds lässt eine Datierung um 1200 vermuten. Auch die bei der Ausgrabung gemachten Kleinfunde stammen aus dem 13. Jahrhundert. Ob eine ältere Anlage, aus Holz und Erde errichtet, von jüngeren Steinbauten überlagert wurde, lässt sich leider nicht mehr feststellen.



## Baldern

Auf dem Albisgrat, etwa vier Kilometer südlich vom Uto-Kulm, lässt sich heute noch eine Burgstelle ausmachen. Lediglich zwei Plateaus, ein südliches von rund 75 Metern Länge und 40 Metern Breite und ein nördliches, einige Meter tiefer gelegen, von ungefähr 40 Metern Länge und Breite, geben den Hinweis. Beide sind voneinander durch einen Graben getrennt. Auch im Norden scheint ein solcher das ganze Areal abzugrenzen. Reste von allfälligen Mauern lassen sich heute nicht feststellen. Zeller-Werdmüller erwähnt zwar, dass bei Schürfungen um 1860 Spuren der Ringmauer aufgedeckt worden seien und am südlichen Ausgang, der sehr steil ist, «Spuren zugeschütteter Sodbrunnen» bemerkt wurden. Eine ernsthafte archäologische Untersuchung hat bis heute noch nicht stattgefunden. Sie wäre um so dringlicher, als die schriftlichen Quellen äusserst bescheiden sind und die «Hauptkenntnisse» auf einer Legende beruhen. Will man ihr folgen, so hatte dort bereits 853 eine Wehranlage König Ludwigs des Deutschen bestanden. Und von hier aus hätten die beiden Königstöchter Hildegard und Berta die Urzelle des Fraumünsterstifts gegründet, wobei Hildegard die erste Äbtissin dieses Stifts wurde. Diese Burg Baldern hätte bestimmt noch nicht über eine Ringmauer verfügt. Höchstens Palisaden und Wälle hätten diese vielleicht auf ungemörtelten Steinsockeln ruhenden Holzbauten, wie wir sie in Resten auf dem Stammheimerberg entdeckten, geschützt. Es ist also augenblicklich keine Antwort auf die Frage nach Entstehungszeit, Lebensdauer und Aussehen dieser Burg zu geben. Eine einzige Quelle aus der Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnt die Burg, die folglich noch über keine Ringmauer verfügt hätte. Stimmt Zeller-Werdmüllers Angaben, so müsste die Burg noch im 13. Jahrhundert bestanden haben. Wir werden im Kapitel über die Bewohner darauf zurückkommen.

## Üetliburg

Die Üetliburg stand einst auf dem höchsten Plateau, dort, wo heute der Aussichtsturm errichtet ist und das Gasthaus Uto-Kulm mit seinen Nebengebäuden den Wanderer zum Verweilen einlädt. Viel wurde schon über diese Wehranlage gewerweissst und geschrieben. Eine Legende bildete sich um die einstige Burg, aber die schriftlichen Quellen und die baulichen Reste sind dermassen bescheiden, dass man sich bis anhin auch nicht einiger-



Üetliburg. Ansicht auf die freigelegte und bis an den Wegrand wieder aufgeführte Ringmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert.



Üetliburg. Aussenansicht der freigelegten und teilweise wieder aufgeführten Ringmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert.

massen zuverlässige Vorstellungen der Anlage machen kann. Im Lauf der Zeit, besonders seit der Berg von der Bahn erschlossen und damit zu einem begehrten Ausflugsziel wurde, ist auf dem Kulm viel gebaut und planiert und damit kostbare Ursubstanz zerstört worden. Vor einigen Jahren hat sich eine Stiftung für die Erforschung



Üetliburg. Röhren- und Becherkacheln von 1200.  
Sie wurden, mit der Öffnung nach aussen, zur Vergrößerung  
der Wärmeabgabe in den Kuppelofen eingesetzt.

des Üetlibergs gebildet. Und seit 1978 befasst sich W. Drack mit der archäologischen Erforschung des Kulms. Bis heute steht fest, dass dieser bereits in urgeschichtlicher Zeit besiedelt war, dass ihn die Römer als Stützpunkt benützten, dass dort in frühmittelalterlicher Zeit gesiedelt wurde und dass im Hochmittelalter eine feste Steinburg den Kulm krönte.

Wer heute den letzten Anstieg zum Restaurant von Norden, von der Bahnstation her, überwindet, erkennt an der östlichen Bergkante einen bedeutenden Mauerzug mit einer Ecke im Süden. Es handelt sich um einen Teil der Ringmauer der mittelalterlichen Üetliburg. Die Mauer ist wieder bis unter die Strassenkante aufgeführt worden

und weist eine Breite von 1,2 Metern auf. 1983 ist ein weiteres Mauerstück entdeckt worden. Es schliesst nahe dem nördlichen Ringmauerende im rechten Winkel an und führt westwärts unter das Fundament des jüngeren Hochwachthäuschens und unter die heutigen Ökonomiegebäude an der Nordostecke des Plateaus. Die 1983 durchgeführten Sondierungen zwischen Ökonomiegebäude und Wasserreservoir im Westen haben folgendes Resultat ergeben: Die erwähnte Mauer wurde offensichtlich weiter westwärts nochmals erfasst. Sie besitzt auf der Südseite merklichen Anzug, so dass die Vermutung naheliegt, sie sei, obwohl etwa 2,5 Meter im gewachsenen Boden stehend, leicht gegen Norden gekippt. Interessant ist die Tatsache, dass südlich dieser Mauer sich einst ein Graben von gegen 5 Metern Breite und etwa 4 Metern Tiefe befand. Es handelte sich wohl um einen Verteidigungsgraben des Frühmittelalters, denn er ist teilweise mit einem mächtigen gemörtelten Fundament belegt, von dem 1983 eine Fläche von etwa 1 x 3,5 Meter freigelegt werden konnte. Seine Deutung ist noch nicht möglich. Eine zusätzliche Untersuchung drängt sich auf. Die Reste gehören zum hochmittelalterlichen Bestand.

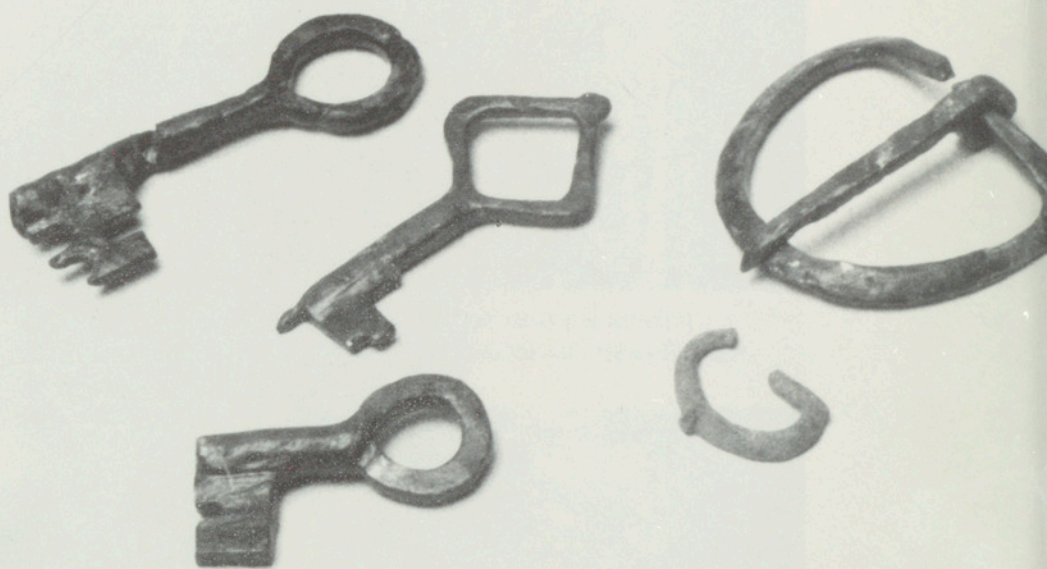
Aufschlussreich sind auch die Kleinfunde. Keramikfragmente von dunkelgrauen, hartgebrannten Töpfen und Schüsseln, scheibengedreht und in der Zeit zwischen 1150 und 1260 entstanden, liegen vor. Sieben Ofenkacheln, Röhrenkacheln aus rötlichem Ton, weisen in die Zeit um 1200. Besonders wertvoll ist ein kleiner Fund von 21 Münzen. Die silbernen Halbbrakteaten stammen aus der Münze der Abtei Fraumünster in Zürich aus der Zeit um 1100. Pfeilspitzen dürfen bei Burgenausgrabungen nicht fehlen. Auch auf dem Kulm kam ein gutes Dutzend von ihnen zum Vorschein; davon sind zwölf ins 13. und eine, mit Einsteckdorn, ins 12. Jahrhundert zu datieren. Einige Schlüssel und Gürtelschnallen stammen aus dem 13. Jahrhundert.

Wenige Funde, Münzen und eine Pfeilspitze, reichen in die Zeit zurück, da die Herren von Sellenbüren auf dem Üetliberg sassen. Die übrigen Funde stammen mehrheitlich aus dem Neubau um 1200 (so etwa die Ringmauer), den wohl Lütold IV. von Regensburg errichtete.

Unmittelbar nördlich der Kulmkuppe liess sich von jeher ein tiefer Graben erkennen. Er ist 1983 mit einem gewaltigen Längsschnitt untersucht worden. Dabei hat es sich gezeigt, dass er wohl schon in vorchristlicher Zeit ausgehoben und bei der frühmittelalterli-



Üetliburg. 21 silberne Halbbrakteaten aus der Münze der Abtei Fraumünster in Zürich um 1100.



Üetliburg. Kassettenschlüssel und Gürtelschnallen aus dem 13. Jahrhundert. Die Schlüssel sind aus einem Stück geschmiedet.

chen Besiedlung vergrössert worden war. Die Erbauer der hochmittelalterlichen Wehranlage, offensichtlich dankbare Erben dieses Schutzgrabens, hoben noch einen zweiten, vorgelagerten Graben aus und errichteten mit dem Aushub zwischen beiden und jenseits des äusseren, nördlichsten Grabens noch einen Wall.

Obwohl noch Wesentliches archäologisch zu leisten wäre, kann doch schon heute einiges festgestellt werden. Die Kleinfunde geben über die Lebensweise des mittelalterlichen Adels am Üetliberg einigen Aufschluss. Das Wohnen auf den Burgen war, aus der heutigen Zeit beurteilt, kein Honiglecken. Die Räumlichkeiten waren eng, vielfach unbequem. Im Bergfried wohnte eine ganze Sippe, und die Kinderzahl war nicht unbedeutend. Zur Sippe gehörte eine grössere Zahl von Personal. Der Herrin standen mehrere Mägde zur Seite. Dem Herr dienten Kriegersleute und Handwerker. Eine wesentliche Stellung nahmen der Schmied und der «Tischmacher» ein. Der eine sorgte für die Herstellung und Instandhaltung der Waffen und der eisernen

Geräte. Topfhelme, Pfeil- und Bolzenspitzen wurden auf der Burg angefertigt. Schwerter und Dolche stammten hingegen aus fremden Spezialwerkstätten. Der Tischmacher sorgte für die Schäftung der Spiesse, Pfeile, Bolzen, Armbrüste usw. und erledigte alle übrigen anfallenden Holzarbeiten. Es herrschte also ein reges Treiben im engen Burgareal (wir denken an die Platzverhältnisse auf der Schnabelburg, der Friesenberg, der Manegg oder der Sellenbüren), wo die Gehilfen mit ihren Familien in Holzhütten hausten. Die Wände des herrschaftlichen Steinhauses waren kahl, nicht vertäfert, höchstens mit Fellen behangen. Das einfallende Licht war spärlich. Luftschlitze und Fenster waren vor allem aus wehr-, weniger aus wärmetechnischen Überlegungen eng. Viele Mauerschlitze, irrtümlicherweise oft als Schiessscharten bezeichnet, dienten der Belüftung der Räume. Durch Schrägstellung der Seitenwangen konnte etwas mehr Tageslicht eingefangen werden. Glas war rar und fand bei profanen Bauten noch wenig Verwendung. Im Winter wurden die Lichtöffnungen mit Häuten oder Holz abgedeckt.

Auch die Wasserversorgung entsprach noch lange nicht der heutigen. Laufendes Wasser war unbekannt. Sodbrunnen mit Schichtwasser oder Zisternen mit Sammelwasser waren die modernsten Systeme. Bei einzelnen Anlagen, z. B. bei Schnabelburg und Sellenbüren, wissen wir nicht einmal, ob vielleicht das Wasser in Tierhäuten auf die Höhe geschleppt und dort gelagert wurde. Mit Wasser war also äusserst sparsam umzugehen, und das Bad am Samstagabend oder die tägliche Dusche standen noch in weiter Ferne.

Ähnlich verhielt es sich mit der Inneneinrichtung der Burgen. Möbel gab es ausser Tisch, Stuhl, Liege und Truhe kaum. Schlüssel und Truhenträger sowie Beschlägerteile zeigen, dass der Schmuck und eventuell das Geld in kleinen Kassetten, die Garderobe in Truhen gelagert wurden. Fackeln, Kerzen und Talglämpchen dienten der sehr spärlichen Beleuchtung der dunkeln Räume. Birkenholz war dabei wegen der langen, hellen und ruhigen Flamme besonders beliebt.

Die Verpflegung war einfach. Es wurde viel Fleisch, vor allem vom Schwein, geges-



Üetliburg. 13 Pfeileisen zu Flitzbogenpfeilen. 12 stammen aus dem 13. Jahrhundert. Der liegende, mit abgebrochenem Dorn, gehört ins 12. Jahrhundert.

Das Heizen der Räume war problematisch. Das im Ofen gefangene Feuer fand bei uns erst gegen 1200 Eingang. Zuvor spendete nur der offene Kamin bescheidene Wärme, und je nach Witterung reizte der Rauch die Augen und Schleimhäute der Bewohner. Erst die frühen Öfen, aus Lehm aufgebaut, mit von aussen eingesteckten, unglasierten Röhrenkacheln, spendeten eine länger dauernde Wärme und boten einen gewissen Komfort. Die späteren Pilz- und Reliefkacheln des 14. Jahrhunderts erlaubten endlich den Ofenbau, wie er uns vor allem aus dem Alpenraum noch heute bekannt ist.

sen. Brot und Mus, Feldfrüchte und wenig Obst im Herbst sowie Milchprodukte gehörten dazu. Als Tranksame diente vor allem Bier, bei besonderen Anlässen Wein. Der zentrale Backofen stand, wie das Beispiel auf der Schnabelburg zeigt, oft mitten im Burghof.

Das Gebrauchsgeschirr zeigte keine grosse Vielfalt. Aus Keramik bestanden Töpfe und Schalen, bis um 1300 unglasiert. Teller und Becher waren aus Holz gearbeitet, einem Material, das schnell verdirbt und deshalb in originaler Gestalt auf Burgen nur aus feuchten Bereichen wie Sodbrunnen und Zisternen gehoben werden kann. Trinkbecher und Schalen aus Edelmetall bildeten auch bei der gehobenen Adelsschicht Raritäten und gelangten nur bei besonderen Gelegenheiten zur Verwendung. An Besteck existierten erst

Messer und Löffel. Messerklingen fanden sich mehrere. Das Messer diente nicht nur zum Schneiden, sondern auch zum Stechen. Die Speisen wurden mit der Messerspitze angestochen oder mit den Fingern ergriffen. Die mehrzinkige Gabel war noch nicht erfunden. Das Messer durfte folglich selbst an der adeligen Tafel noch zum Mund geführt werden.

Besonderes Augenmerk wurde der Waffe und dem Pferd geschenkt. Die Waffe war in der Hand jedes Adligen. Sie war nicht nur Kampfzeug, sondern auch Statussymbol. Schwert und Dolch gehörten zum Kostbarsten, was der Mensch besass. Sie waren seine ständigen Begleiter. Wenn eine Burg aus freien Stücken geräumt wurde, kam die Waffe mit. Darum finden sich Waffen nur in Wehranlagen, welche im Kampf gebrochen wurden.

Zur Bewaffnung der Begleitmannschaft gehörten in der Frühzeit der Flitzbogen, vom frühen Hochmittelalter an die Armbrust. Die zugehörige Munition bestand aus langen Pfeilen bzw. kürzeren Bolzen. Beide verfügten über eiserne Spitzen, leichtere bei den Pfeilen, schwerere, gedrungene bei den Bolzen. Eine ansehnliche Zahl beider Typen ist auf den hier behandelten Burgen gefunden worden.

Hingegen liessen sich keine Spuren von Schutzbewaffnung entdecken. Dass keine Schilde erhalten blieben, versteht sich, waren sie doch in jener Zeit noch durchwegs aus Holz und Leder hergestellt. Dass aber keine Spuren von Panzern (der Ritter trug damals noch das Panzerhemd aus Ringgeflecht, von einheimischen Sarwürkern hergestellt) gerettet werden konnten, ist erstaunlich.

Eine grosse Rolle spielte das Pferd. Es bildete im mittelalterlichen Kampf den «Panzerkampfwagen». Der berittene Adelige war der Hauptkämpfer, begleitet von einer Handvoll Leichtbewaffneter, vergleichbar den heutigen, die Panzer abschirmenden Panzergrenadieren. Das Pferd war beschlagen; darauf weisen die zahlreichen Hufeisen hin. Die Füsse des Ritters steckten in Steigbügeln. Angetrieben wurde das Pferd durch die Sporen, welche bis 1250 noch keine Rädchen, sondern lediglich einen Stachel aufwiesen. Die Lenkung wurde durch einfache Stangengebisse vollzogen. Die eisernen Teile der Pferdeausrüstung wie Steigbügel, Gebissteile und Schnallen waren verzinkt, um sie gegen Rost zu schützen. Der vermögende Adelige trug nicht selten Sporen aus vergoldeter Bronze.

Das Pferd diente aber auch dem Warentransport. Es befand sich, weil es kostbar war, auf der Burg. Stallungen waren notwendig. Sie lassen sich in verschiedenen Burgen feststellen.

Das Leben auf der Burg ist mit jenem auf dem Bauernhof zu vergleichen. Menschen diskutierten, befahlen und lachten, Kinder lärmten, Pferde scharrten und wieherten, Hühner gackerten, Hämmer klangen auf dem Amboss, Sägen kreischten. Es herrschte ein emsiges Tun. Nicht immer war Krieg. Man hatte sich vielmehr um das tägliche Überleben zu kümmern.

### *Die Besitzer und Bewohner der Burgen*

Burgen waren der Wohnsitz von Adligen; sie waren Verwaltungszentren, militärische Stützpunkte und kulturelle Kristallisationsstätten. Mittelalterlicher Besitz war nur selten ein zusammenhängendes Ganzes, sondern eine weiträumige Mischung von Boden, Rechten und Menschen, entweder im Eigenbesitz oder im Lehensverhältnis. Die weitgespannten Besitzverhältnisse lassen die Bedeutung einzelner Burgen am Albis nur in einem grösseren Zusammenhang erkennen.

Es scheint, dass das ganze Gebiet am Albis vom Zugerland her über das Reppischtal zum Kamm, hinunter zur Sihl und über den Zimmerberg bis zum See einst Königsgut war. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts erhalten wir erstmals Kunde von einer mittelalterlichen Burg auf dem Albis. Es handelt sich um Gut König Ludwigs des Deutschen. Er war nach dem Vertrag von Verdun, 843, Besitzer des östlichen Teils des unter den drei Söhnen König Ludwigs des Frommen aufgeteilten karolingischen Reiches geworden. Das von uns behandelte Gebiet war also Grenzbereich im Westen gegen das Mittelreich unter König Lothar.

Grenzzonen waren stets Übergriffen ausgesetzt und wurden vom Besitzer deshalb zum besseren Schutz an zuverlässige Untergebene, an Vasallen, verliehen. Klöster erwiesen sich für solche Verwaltungen als besonders vertrauenswürdig und königstreu, und es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Ludwig der Deutsche 853 in Zürich die Abtei Fraumünster errichtete und sie unter anderem mit dem Albisforst bedachte. Als weitere Sicherheit ernannte er seine Tochter Hildegard zur Vorsteherin der neuen Abtei. In diese Zeit ist der Neubau der Pfalz auf dem Lindenhof anzusetzen, und es darf auch angenommen werden, dass an der Gründungslegende vom

Fraumünster ein wahrer Kern ist, da tatsächlich auf dem Albis die Burg Baldern bestand. Dort sass vielleicht einer der Reichsvögte, welcher den Albisforst verwalten musste, während ein anderer seinen Wohnsitz auf dem Lindenhof hatte und für die rechtlichen und militärischen Belange in Zürich und für den wichtigen Wasserweg zu den Bündnerpässen verantwortlich war. Wer auf der Baldern residierte, wissen wir leider nicht. Ludwig hatte ausdrücklich festgelegt, «dass kein Graf noch Richter irgendwelche gerichtliche Befugnisse in den geschenkten Gebieten und über die dort lebenden Freien und Leibeigenen ausüben oder Steuern einziehen dürfe, sondern dass sie unter seinem Schutz und dem Schirm der dort eingesetzten Vögte des Reiches bleiben sollen». Er nahm das ganze Gebiet aus dem Grafschaftsverband heraus und verlieh ihm Immunität, also eine besondere Rechtsstellung. Reichsvögte waren unter anderen die Grafen von Lenzburg. Der erste, Arnold, ist 976 quellenmässig greifbar. Die Lenzburger waren ums Jahr 1000 die mächtigste Adelsfamilie unserer Gegend, hatten sie doch neben der Reichsvogtei von Zürich auch noch die Grafschaften im Aargau und 1079 im Zürichgau inne. Reichsvögte von Zürich blieben sie während rund 200 Jahren. In diese Zeitspanne fiel auch der grosse Kampf zwischen Kaiser und Papst, der seine Auswirkungen bis in unsere Region hatte. Auf der päpstlichen Seite befand sich der Herzog von Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, der sich 1077 zum Gegenkönig ausrufen liess. Die gleiche Gesinnung hatten auch die Zähringer, Nellenburger und Kyburger. Dem Kaiser hingegen hielten die Lenzburger die Treue. Sie zogen daraus insofern Nutzen, indem der Kaiser das Grafenamt über den Zürichgau den Nellenburgern wegnahm und es den zuverlässigen Lenzburgern übertrug. Vor 1114 kam es in diesem Geschlecht zu einer Besitzteilung: Arnold II. übernahm den Zürichgau mit der Reichsvogtei und liess sich auf dem Stein zu Baden nieder, wogegen sein Bruder Rudolf I. auf der Stammburg verblieb und die Grafenwürde über den Aargau behielt.

Der Tod Rudolfs von Rheinfelden in der Schlacht an der Grune gegen Heinrich IV., 1080, und der Hinschied seines einzigen Sohnes Berthold, 1090, führten in unserer Gegend zu einer völligen Veränderung der Kräfteverhältnisse. Der Zähringer Berthold II., Schwiegersohn des verstorbenen Rudolf von Rheinfelden, erbt die Güter des Grafenhauses. Gleichzeitig verzichtete er im Frieden von 1098 zu Gunsten Friedrichs von Staufen auf



Siegel Herzog Berchtolds IV. von Zähringen, 1177.  
Er übernahm von den 1173 ausgestorbenen Grafen von Lenzburg die Reichsvogtei Zürich.

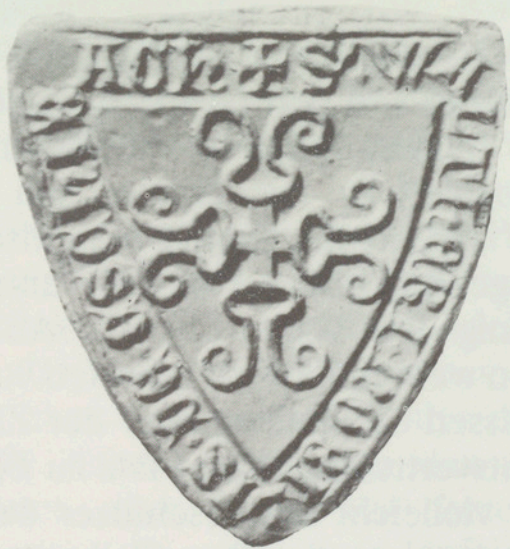


Siegel Graf Chunos von Lenzburg, 1167.  
Er war Reichsvogt von Zürich, Graf im Bleniotal und in der Leventina und nannte sich bisweilen Graf von Baldern.

die schwäbische Herzogsgewalt, die er sechs Jahre vorher von den Gegnern Kaiser Heinrichs IV. zugesprochen erhalten hatte. Hingegen behielt er das Reichslehen Zürich, d. h. die wirtschaftliche und militärische Verfügungsgewalt, und vertrat hier unmittelbar den König. Die Vogtei über die Abtei blieb hingegen weiterhin bei den Grafen von Lenzburg. Sassen die Stellvertreter der Zähringer als Rechtsvertreter auf der Pfalz zu Zürich, so hausten vielleicht die Beschützer der Abtei, die Lenzburger oder ihre Stellvertreter, auf der Baldern. Damit wird verständlich, dass 1153 Graf Werner von Lenzburg-Baden von der Äbtissin Mechtild auf dem Albis ein noch bewaldetes Stück Land mit der Auflage zu Lehen erhielt, es in nutzbares Ackerland umzuwandeln. Den Ertrag durfte er behalten, und er hatte der Abtei lediglich einen jährlichen Zins von zehn Schilling zu entrichten und ein Hirschfell zu liefern. Dass die Burg Baldern im Herrschaftsbereich der Lenzbur-

ger noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine Rolle spielte, geht daraus hervor, dass sich Chuno von Lenzburg, Reichsvogt von Zürich, 1168 «Comes Chuono de Baldern» nannte.

1172 und 1173 starben Arnold und Ulrich von Lenzburg, und damit erlosch dieses mächtige, für die Abtei Zürich so bedeutende Grafengeschlecht. Die Reichsvogtei fiel an die bereits in Zürich mächtigen Herzöge von Zähringen. Zu ihren Stellvertretern an Ort ernannten sie die zwischen Reuss und Albis begüterten Freiherren von Eschenbach. Diese waren mit den Lenzburgern auf bestem Fuss gestanden, traten sie doch bereits im früher erwähnten, unter Graf Werner getätigten Handel von 1153 und in einer Beurkundung unter Graf Chuono als Zeugen auf. Der in den Urkunden erwähnte Walter von Eschenbach war wohl damals schon Untervogt der Lenzburger für das Gebiet am Albis. Kurz nach dem Tod des letzten Lenzburgers Ulrich traf Kaiser Friedrich I. Barbarossa auf der Lenzburg ein. Bei diesem Anlass waren neben dem Herzog Berchtold von Zähringen und dem Grafen von Kyburg, Hartmann III., auch die drei Brüder von Eschenbach anwesend, nämlich Walter, dem wir bereits begegnet sind, Konrad, Abt des Klosters Murbach im Elsass, und Ulrich, Probst des Klosters Luzern. Aus den Stellungen der drei Brüder erkennt man die Bedeutung des Geschlechts, dessen Stammburg sich links der Reuss, rund zwei Kilometer südöstlich des Dorfes Eschenbach, befand. Es darf angenommen werden, dass



Siegel von Freiherr Walter IV. von Eschenbach-Schnabelburg, 1305. Er war der letzte Bewohner der Schnabelburg.

Walter bei der Zusammenkunft auf der Lenzburg vom Herzog von Zähringen, der bei dieser Gelegenheit die Reichsvogtei Zürich vom Kaiser zugesichert erhielt, die Einsetzung als stellvertretender Untervogt über das Gebiet am Albis erwirkte. Nicht umsonst begleiteten Herzog Berchtold und Ulrich von Eschenbach den Kaiser bei seiner Weiterreise von der

Lenzburg über Säckingen nach Basel. Wohl um der gestärkten Stellung der Eschenbacher unter den Herzögen von Zähringen mit der Untervogtei am Albis Nachdruck zu verleihen, erbaute Walter auf dem Albis, in der Albislücke, die Schnabelburg und verlegte seinen Wohnsitz dorthin. Der Ringmauerhinweis von Zeller-Werdmüller lässt die Annahme zu, dass die Burg Baldern weiterbestand, auf der möglicherweise der im Rodungsvertrag von 1153 genannte Egelolf von Albis als Stellvertreter sass. Damit wäre der Aufbau der Schnabelburg in die Zeit zwischen 1173 und 1180 zu setzen, was auch dem archäologischen Befund recht genau entsprechen würde. Dass die Eschenbacher die Untervogtei am Albis innehatten, lässt sich durch diesen Burgenbau, der auf Lehensgebiet der Abtei erfolgte, zusätzlich untermauern.

Die Lage der Burg war äusserst geschickt gewählt, führte doch am Fuss des Burghügels der Schnabelpass vorbei, der wichtige Weg, der von Zürich auf dem See bis Horgen, über den Zimmerberg, das Sihltal überquerend nach Zug, Luzern und vielleicht zum Gotthard reichte. Die Burg stand also im Mittelpunkt des Albisbesitzes und des eigenen Stammlandes an der Reuss.

1185 stiftete Walter I. von Eschenbach, Herr zu Schnabelburg, zusammen mit seinen geistlichen Brüdern Konrad und Ulrich, das Kloster Kappel. Anwesend waren Walters Kinder Berchtold, Walter II., Adelheid, Hedwig sowie seine Gattin Adelheid, eine gebürtige von Schwarzenberg. Sie wollten mit der Gründung des Klosters einen weiteren Stützpunkt in ihrem Gebiet errichten. Dass sie dieses Kloster dem Zisterzienserorden übergaben, geschah ebenfalls mit grossem Bedacht, bestand doch die Hauptaufgabe dieses Ordens in der Urbarmachung von Land. Grosse Waldungen und Sumpfgebiete lagen in der näheren und weiteren Umgebung, und insbesondere das Gebiet des Albis, das Lehen des Fraumünsters, war noch weitgehend unbesiedelt. Der erwähnte Rodungsvertrag von 1153 gibt davon ein gutes Zeugnis. In Kappel errichteten die Eschenbacher die Grablege der Familie, und verschiedene Besitzer der Schnabelburg fanden dort ihre letzte Ruhestätte.

Die Heirat Walters I. mit Adelheid von Schwarzenberg brachte den Eschenbachern eine gewaltige Gebietszunahme im Breisgau. Walter I., der Erbauer der Schnabelburg, dürfte gegen 1190 gestorben sein. Sein älterer Sohn, Walter II., übernahm die Stammburg

an der Reuss und erhielt durch seine Heirat mit Ita von Oberhofen grosse Gebiete und Rechte im Berner Oberland. Der jüngere Sohn, Berchtold I., hingegen bezog die Schnabelburg und übernahm damit auch die Vogteirechte der Abtei Fraumünster zwischen Zürichsee und Albisgrat. Er nannte sich in der Folge Freiherr von Schnabelburg. Wurde im «schweizerischen» Gebiet eine Teilung vollzogen, so verwalteten die Brüder den schwarzenbergischen Besitz gemeinsam.

Berchtold, verheiratet mit einer Freiin von Klingen, verfügte von der Schnabelburg aus über einen ansehnlichen Eigen- und Lehensbesitz und über eine beträchtliche Zahl von Rechten. Die Reichsvogtei umfasste nicht nur den Besitz der Abtei, sondern auch jenen des Chorherrenstifts vom Grossmünster und reichte vom Besitztum der Freiherren von Wädenswil bis vor die Stadt Zürich und bis Altstetten. Westlich des Albisgrats unterstand ihm ein fast geschlossenes Gebiet bis an die Reuss, das heute ungefähr durch die Linie Hausen-Uerzlikon-Maschwanden-Obfelden-Ottenbach-Affoltern zu begrenzen wäre und somit von der Schnabelburg aus praktisch überblickbar war.

In Berchtolds Zeit – er starb 1225 – fielen zwei bemerkenswerte Ereignisse. Seit



Siegel von Graf Rudolf IV. von Habsburg, 1267, der von 1273 an als Rudolf I. die deutsche Königskrone trug.

Jahrzehnten war immer wieder der alte Grenzstreit zwischen den Landleuten von Schwyz und dem Kloster Einsiedeln aufgeflammt. Als Richter trat 1217 in Einsiedeln Graf Rudolf der Alte von Habsburg, Landgraf im Zürichgau, auf. Einer seiner Berater war bei dieser Gelegenheit Berchtold I. von Schnabelburg. Das zweite, weit schwerwie-

gendere Ereignis war der Tod Herzog Berchtolds V. von Zähringen. Mit ihm starb das mächtige Geschlecht aus, was in unserer Gegend eine völlig neue Situation der Kräfteverhältnisse schuf.

Haupterben der Zähringer waren die Kyburger, denn Ulrich III. von Kyburg hatte Anna, die Tochter Berchtolds IV. von Zähringen, zur Frau. Die Reichsvogtei Zürich ging aber nicht als geschlossenes Recht an ihn, denn Kaiser Friedrich II. nahm sie an die Krone zurück. Die Stadt selbst wurde reichsfrei. Die reichsvogteiliche Gewalt übertrug der Kaiser direkt an den Schnabelburger Berchtold I. Es gab also keine herzogliche Gewalt mehr zwischen dem Kaiser und dem Freiherrn. Das betraf insbesondere die Besitzungen der Abtei, nicht aber jene der Probstei vom Grossmünster, welche der Krone direkt unterstanden. Es scheint aber, dass des Kaisers Sohn, König Heinrich VII., den Schnabelburgern auch diese Vogteirechte überliess. Nur so ist ein Schreiben des Königs zu verstehen, das er 1223 an den Rat von Zürich richtete und Berchtold befehlen liess, die übermässige Belastung einzelner, der Probstei gehörender Güter sofort zu unterlassen und allfällig zu viel erhobene Steuern den Chorherren zurückzuerstatten. Es muss also ein recht beachtlicher, an Besitz und Rechten vermöglicher Herr, umgeben von einer grossen Familie und einem nicht geringen Gesinde, auf der Schnabelburg bis 1224 oder 1225 gelebt haben.

Berchtold besass fünf Söhne und eine Tochter. Zwei der Söhne waren weltlichen Standes. Während Walter nach dem Hinschied des Vaters die Besitzungen von Schwarzenberg im Breisgau verwaltete, übernahm Ulrich I. die Schnabelburg mit den zugehörigen Gütern und Rechten. Als erstes wurde der vorerwähnte Streit mit den Chorherren vom Grossmünster beigelegt und auf die Vogteirechte von Rufers, zwischen Kilchberg und Adliswil, und von Rüslikon verzichtet.

Auf der politischen Ebene bewegte sich der Schnabelburger recht geschickt. Im grossen Kampf zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innozenz IV. ergriff Ulrich, gleich wie die Grafen von Kyburg und die Freiherren von Regensburg, die Partei des Papstes und anerkannte den von diesem ernannten Gegenkönig Wilhelm von Holland. Dagegen blieb die seit kurzem reichsfreie Stadt Zürich verständlicherweise kaiserlich. Es ist wahrscheinlich, dass zwischen diesen Parteien Reibereien entstanden, über die aber keine schriftlichen Unterlagen vorhanden sind.

Auch Ulrich stiftete 1231, zusammen mit seiner Frau und dem ebenfalls päpstlich gesinnten Ludwig, Graf von Froburg, ein Zisterzienserkloster, das Kloster Frauenthal im heutigen Gemeindebann von Cham. Die Bestätigung, welche nötig war, weil die Gründung auf Reichsboden stattfand, welchen der Froburger zu Lehen hatte, wurde wohlweislich nicht Kaiser Friedrich II. beantragt, sondern erst 1252 vom Gegenkönig Wilhelm vollzogen. Kurz danach starb Ulrich und wurde in Kappel beigesetzt.

Von seinen Kindern – er hatte fünf Söhne und drei Töchter – war nur Berchtold (III.) volljährig. Er hatte nicht nur die väterliche Schnabelburg, sondern auch die schwarzenbergischen Besitzungen zu übernehmen, weil sein Onkel Walter bereits Jahre zuvor gestorben war. Berchtold war noch sehr jung und offenbar unerfahren, und seinen Handlungen war kein besonderes Glück beschieden. Die wenigen Urkunden, welche uns Auskunft erteilen, zeigen, dass der junge Mann im Namen seiner Geschwister mehrere Besitze aufgeben musste. Teils handelte es sich um Lehen, teils um Gebiete der Reichsvogtei. Die Gründe für die Verkäufe entziehen sich jedoch unserer Kenntnis. Wir müssen aber annehmen, dass Schulden zu begleichen waren. Die Schnabelburger waren keineswegs arm, aber offenbar mangelte es ihnen oft an barer Münze. Die Gründe dafür sind uns nicht bekannt. Zeitweise scheint fast die gesamte Sippe auf der Schnabelburg gehaust zu haben. Lediglich der Bruder Rudolf war bereits gestorben. Berchtold segnete 1267 das Zeitliche und wurde in der Familiengruft zu Kappel begraben. Er hinterliess zwei minderjährige Söhne. Kurz vor seinem Tod hatte er die sogenannte Regensberger Fehde erlebt, eine Auseinandersetzung zwischen den mächtigen Freiherren von Regensberg und der Stadt Zürich sowie dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem späteren König Rudolf I. Nach dem Aussterben der Grafen von Kyburg hatte dieser als nächster Verwandter praktisch den gesamten Besitz geerbt, darunter auch kyburgische Teile der Reichsvogtei. Die Freiherren von Schnabelburg waren nicht daran interessiert, sich mit dem Habsburger, mit dem sie an den verschiedensten Orten gemeinsame Grenzen hatten, zu überwerfen. Es war ihnen aber auch nicht daran gelegen, ihm zu noch mehr Macht zu verhelfen, und sie verhielten sich deshalb neutral. Dies geht auch daraus hervor, dass sie anlässlich eines Verkaufs am 20. März 1267 – also mitten in der Auseinandersetzung Habsburg/Zürich-

Regensberg – einerseits in Zürich mit Graf Rudolf von Habsburg verhandelten und sich hernach in Glanzenberg, einem der regensbergischen Stützpunkte an der Limmat, aufhielten. Diesen Handel führten noch Berchtold und Johannes gemeinsam. Wenige Monate später wurde Johannes als Vormund von Wilhelm und Heinrich, den noch unmündigen Söhnen seines Bruders, tätig.

### Besitzer/Bewohner der Schnabelburg aus dem Haus Eschenbach

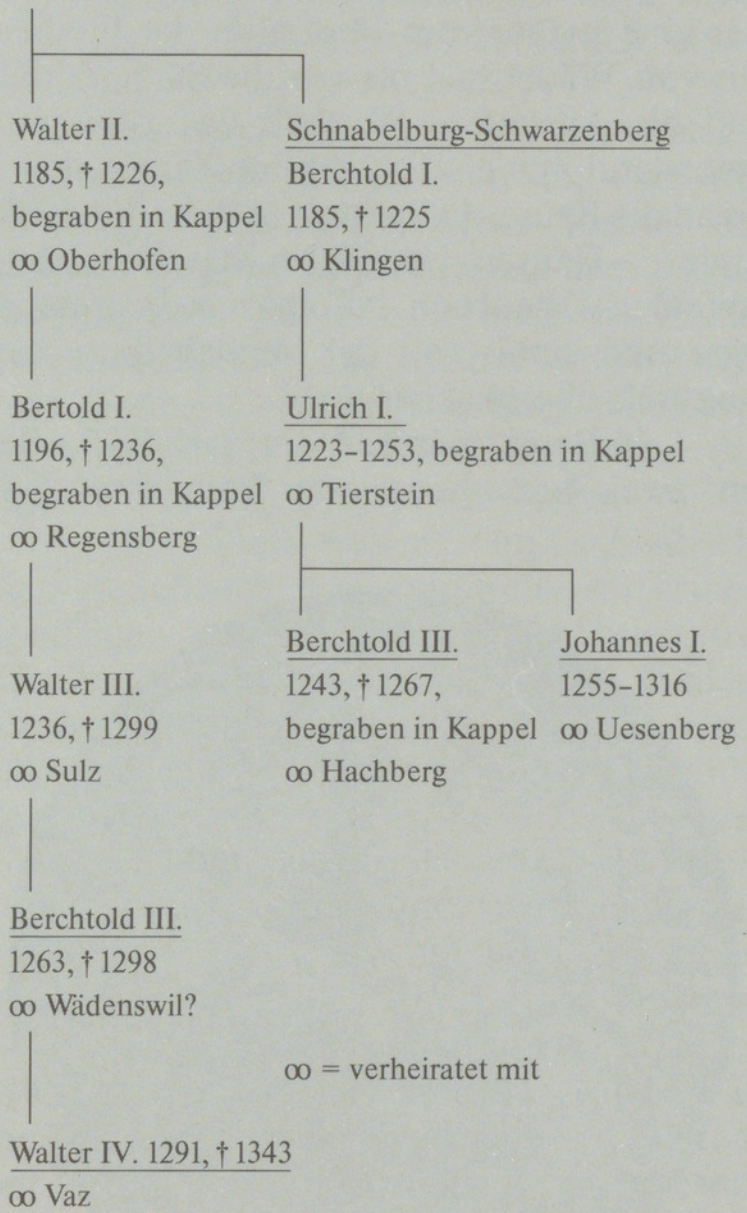
#### Eschenbach

Walter I. v. Eschenbach zu Schnabelburg

(Erbauer der Schnabelburg)

1153–1187, begraben in Kappel

∞ Schwarzenberg



Das entscheidende Ereignis der folgenden Jahre war die Teilung der schwarzenbergischen Güter zwischen der Schnabelburger- und der älteren Eschenbach-Linie, also zwischen Johannes und Walter III. von Eschenbach. 1270 scheint die Trennung perfekt geworden zu sein, denn in einem Siegel an der Urkunde vom Juli des folgenden Jahres nannte sich Walters Sohn Berchtold (III.) «von Schnabelburg». Somit war der gesamte schwarzenbergische Besitz an Johannes gegangen, also an die Schnabelburgerlinie,

wegen der Eschenbacherstamm die Schnabelburg mit allen Besitzungen und Rechten zurückerhielt. Auf der Schnabelburg wechselten die Besitzer: Johannes hielt mit den zwei Neffen Wilhelm und Heinrich Auszug, und der Sohn Walters III. von Eschenbach, Berchtold III., Einzug, während sein Vater vor allem die Besitzungen im Berner Oberland verwaltete.

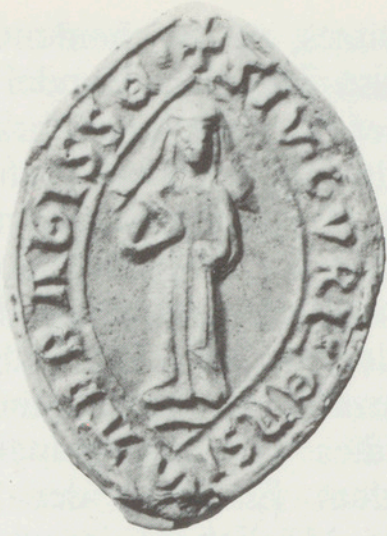
Die Eschenbacher erkannten recht gut ihre Chancen, welche sich aus der Ernennung Rudolfs von Habsburg zum deutschen König 1273 ergaben. Waren sie schon während der Regensberger Fehde neutral geblieben, so stellten sie sich jetzt sofort auf des Königs Seite. Der Besitzer der Schnabelburg befand sich 1278 mit dem König in Wien und kämpfte in der Schlacht auf dem Marchfeld an Rudolfs Seite gegen Ottokar von Böhmen. Die eschenbachische Speerfahne, das schwarze kreuzförmige Schildbeschläg auf gelbem Grund, flatterte bei dieser entscheidenden Schlacht auf des Siegers Seite. Aus Dankbarkeit für geleistete Dienste erhielten die Eschenbacher die königliche Erlaubnis, zwischen Brienzer- und Thunersee eine Burg zu errichten. Dies geschah dort, wo die Freiherren von Eschenbach schon vorher das Städtchen Unterseen gegründet hatten.

Auch zu Herzog Albrecht von Österreich, dem Sohn Rudolfs I., unterhielt Berchtold gute Beziehungen. Nach dem Tod Rudolfs, 1291, wurde nicht dessen Sohn Albrecht, sondern – auf Betreiben des Erzbischofs von Mainz – Adolf von Nassau zum Nachfolger gewählt. Als sich Albrecht im März 1298 gegen Adolf erhob und ihm durch Schwaben entgegenritt, befand sich in seinem Gefolge auch Berchtold III. von Eschenbach. Die Kurfürsten setzten im Juni 1298 Adolf ab und wählten an seiner Stelle am 2. Juli Albrecht zum neuen König. Berchtold hatte in der Schlacht der beiden Könige bei Göllheim im Elsass, bei der Adolf ums Leben kam, mitgestritten. Zum zweiten Mal war in einem siegreichen Kampf eines habsburgischen Königs ein Herr von Eschenbach zu Schnabelburg beteiligt gewesen. Es ist möglich, dass Berchtold in diesem Kampf seine Königstreue mit dem Leben bezahlte, denn nach dieser Zeit verschwindet er aus den Urkunden, und auch seine Begräbnisstätte ist uns unbekannt.

Ein Jahr später verstarb sein Vater, Walter III. Zurück blieben dessen drei Enkel, die Söhne Berchtolds: Walter (IV.), Berchtold und Mangold. Nur Walter war mündig. Der junge Freiherr sah sich aber bald, trotz seines

grossen Besitzes, zu entscheidenden Verkäufen veranlasst. Zu jedem Handel musste der Vormund der beiden minderjährigen Brüder, ihr Verwandter Heinrich von Teufen, beigezogen werden. Woher die Schulden kamen, ist nicht ganz klar. Wir wissen nur, dass der Vater einen grossen Schuldenberg hinterlassen hatte, für den an jüdische Geldgeber hohe Zinssätze gezahlt werden mussten. Vielleicht entsprach dies der allgemeinen Entwicklung mit dem Erstarken der Städte und ihrer Märkte. Möglicherweise war aber Vater Berchtold wirtschaftlich unfähig gewesen, oder die Aufenthalte am Königshof und bei Hofhaltungen auf dem Lindenhof in der Pfalz sowie der Heerzug mit König Albrecht hatten grössere Summen verschlungen. Aus Quellen wissen wir, dass Pferde und Waffen zu dieser Zeit besonders teuer waren. Wenn man berücksichtigt, dass ein adeliger Herr dem kaiserlichen Heerbann nicht allein, sondern mit einer Gruppe von berittenen und bewaffneten Knechten, einer Gleve, Folge leistete, so ist der finanzielle Aufwand verständlich.

Den eigentlichen Wohnsitz hatten die drei Brüder auf der Schnabelburg, obwohl sie sich sehr oft in ihren weit zerstreuten Besitzungen aufhielten. Um eine weitere Zerstückelung ihres dezimierten Besitzes zu verhindern, wurde festgelegt, dass einer der drei Brüder in den geistlichen Stand eintreten sollte. Berchtold, noch minderjährig, wurde dazu bestimmt, sich bei Volljährigkeit der Johanniterkomturei Hohenrain anzuschliessen. Mit diesem zukünftigen Eintritt wurde gleichzeitig eine materielle Aussteuer festgelegt. Dabei handelte es sich um den Hof und Kirchensatz in Seengen. Der Vertrag enthielt aber Klauseln, welche im besonderen die Schnabelburg betrafen. Da der Hof und der Kirchensatz von Seengen der Komturei nur dann zukamen, wenn Berchtold tatsächlich in den Orden eintrat und nicht wieder vorzeitig austrat (was die Rücknahme von Gut und Recht durch den Eschenbacher hätte bewirken können), suchten sich die Johanniter abzusichern. Sie misstrauten der wirtschaftlichen Lage der jungen Herren von Eschenbach-Schnabelburg. Um den Preis von 250 Mark Silber übertrugen die Brüder pfandweise, im Einverständnis mit ihrem Vormund Heinrich von Teufen und der Äbtissin vom Fraumünster, der Lehensherrin, den Johannitern ihren kostbarsten Besitz, die Schnabelburg. Beim Eintritt Berchtolds in den Orden oder bei seinem vorzeitigen Tod ging laut Vertrag der Hof Seengen an Hohenrain, und dieses hatte dann die Burg zurückzugeben. In diesem Fall sollte



Siegel der Judenta von Hagenbuch, 1254.  
Die Freiin war 1228 bis 1254 Äbtissin des Fraumünsterstifts.

die Äbtissin die Burg den Freiherren erneut verleihen. Dies bedeutete nun nicht, dass Walter und Mangold die Schnabelburg hätten verlassen müssen. Sie wurden nur nicht mehr wie bis anhin «Mieter» um einen jährlichen Zins von einem Pfund Pfennig bei der Abtei Fraumünster, sondern bei der Komturei Hohenrain. Aus dem Umstand, dass die Johanniter den Hof von Seengen behielten, müssen wir annehmen, dass Berchtold das Ordensgelübde später ablegte, seine beiden Brüder wieder Lehensherren von Fraumünster wurden und damit die Schnabelburg erneut zu den vorher geltenden rechtlichen Bedingungen übernahmen.

Trotz vieler Verkäufe von Boden und Rechten scheint sich die wirtschaftliche Lage der beiden Brüder Walter und Mangold auch in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts nicht gebessert zu haben. 1306 wurden die gesamten Besitzungen am Thunersee an König Albrecht veräussert. Zwei Jahre schweigen die Urkunden. Daraus könnte man schliessen, dass Walter als Kriegsmann vielleicht dem Heer folgte, das König Albrecht nach Meissen schickte und das 1307 bei Lucka, unweit Altenburg, an der Pleisse geschlagen wurde, wo er anscheinend die Ritterwürde erhielt.

Die trotz der Veräusserungen und der Heirat mit einer Freiin von Vaz weiterhin wenig rosigen wirtschaftlichen Verhältnisse verleiteten Walter offenbar zu einem teuflischen Plan. So treffen wir ihn im Frühjahr 1308 im Kreis Herzog Johanns von Schwaben, Rudolfs von Wart, Rudolfs von Balm und Konrads von Tegerfelden. Gemeinsam fassten sie, als König Albrecht Ende April auf dem Stein zu Baden weilte, den Plan, den Herrscher zu ermorden. Die Triebfeder des Komplotts war des Königs Neffe, der kaum zwanzigjährige Herzog Johann. Auch Walter von Eschenbach-Schnabelburg war nur wenige Jahre älter. Am 1. Mai wollte Albrecht seiner

Gattin, die von Rheinfelden kam, entgegenreiten. Beim Fähreübergang über die Reuss bei Windisch wurde der Mord vollzogen. Der Überlieferung gemäss legte zwar Walter bei dieser Tat selbst nicht Hand an, aber es ist doch sehr tragisch, dass der Sohn Berchtolds III., der für seinen König wohl in der Schlacht von Göllheim fiel, zehn Jahre später am Mord eben dieses Herrschers beteiligt war. Wo lagen die Gründe? Drückten die Schulden dermassen oder spielten Charakter und Jugendlichkeit, gepaart mit Ehrgeiz, eine entscheidende Rolle? Es darf aber auch nicht vergessen werden, dass Albrecht kein bequemer Herrscher und rücksichtslos an der Mehrung und Stärkung seiner Hausmacht interessiert war. Hatte vielleicht zwei Jahre zuvor Albrecht seine königliche Macht dazu verwendet, um den Eschenbacher zum Verkauf seiner Ländereien im Berner Oberland zu zwingen und damit dessen Zorn bewirkt? Auf jeden Fall regte sich nach Albrechts Tod die antihabsburgische Partei, und die Täter entgingen anfänglich ihrer Strafe. Der neu gewählte König Heinrich, früher Graf von Lützelburg, belegte vorerst die Königsmörder nicht mit der Acht und bestätigte den österreichischen Herzögen ihre Lehen vorerst nicht. Noch im Frühjahr 1309 urkundeten die beiden Brüder Walter und Mangold auf der Schnabelburg, während die Herzöge Friedrich und Leopold den Blutrachefeldzug organisierten. Vorerst fielen die Burgen Multberg und Wart bei Winterthur, dann Alt-Büron. Darauf attackierten Friedrich und Leopold eschenbachischen Besitz und zerstörten die Städtchen Eschenbach und Maschwanden. Im August begannen sie mit der Belagerung der Schnabelburg, nicht ohne vorher einen gegenseitigen Stillhaltevertrag mit der Stadt Zürich geschlossen zu haben. Vor allem suchten sie sich gegen ein allfälliges Eingreifen des jungen Bundes am Waldstättersee abzusichern. Die Schnabelburg wurde in der Folge erobert, geschleift und die Besatzung enthauptet. Entweder befanden sich Walter und Mangold während der Belagerung nicht auf der Burg, oder sie konnten sich noch rechtzeitig absetzen. Die Burgstelle galt als verfemt. Die Feste wurde nicht mehr aufgebaut. Erst nach der Zerstörung der Schnabelburg erklärte König Heinrich die Reichsacht. Während die einen am Mord Beteiligten gerichtet wurden, starben Rudolf von Balm und Walter von Eschenbach Jahre später in der Verborgenheit. Erst als sterbender Hirte gab sich Walter 1343 in Süddeutschland als Adelige von Eschenbach zu erkennen. Mangold scheint, wegen seiner



Üetliburg. In der Bildmitte die wohl von Lütold IV. von Regensburg errichtete Ringmauer. Rechts mit dem Aussichtsturm das ehemalige Burgareal.

Üetliburg. Plan der Bauten auf dem Uto-Kulm. Schraffiert. Moderne Gebäude; schwarz: Ringmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert.



heimlichen Unterstützung des Königsmordes, seines wesentlichen Besitzes verlustig gegangen zu sein. Sein Leben war jedoch nicht bedroht.

In Kappel ist in der Klosterkirche im Scheibenzyklus ein Fensterstück erhalten, das den knienden Walter IV. von Eschenbach-Schnabelburg in Kampfrüstung zeigt. Das Schriftband besagt: «Gott hilf her dim diener, mir jungen Walther von Eschibach». Nach ihrem Stil zu beurteilen, wurde die Malerei im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts geschaffen. Es ist denkbar, dass Walter IV. dieses Fenster 1306 vor seinem Ritt im Dienst des Königs nach Böhmen stiftete.

Damit verlassen wir die Schnabelburg und wenden uns der eigentlichen Üetliburg und deren Bewohnern zu. Nach Paul Kläuis Untersuchungen waren die Freiherren von Sellenbüren die Besitzer der ersten hochmit-

telalterlichen Festung. Ihre Güter lagen in einem weiten Raum zerstreut, aber der Schwerpunkt ist zwischen Limmat und Reuss zu suchen. Birmensdorf, Sellenbüren und Affoltern waren die Mittelpunkte. Nach dem Ausweis des Engelberger Urbars des 12. Jahrhunderts lagen aber auch Streubesitzungen zwischen Reuss, kleiner Emme und Aare, die von Sellenbüren herrühren könnten.

Kläui weist im übrigen nach, dass die Freiherren von Sellenbüren einen Nebenzweig der Regensberger darstellten. Heinrich von Sellenbüren, um 1080 bis 1092 nachweisbar, war der Bruder Lütolds von Regensburg, der 1088 starb. Ihr Vater, Lütold von Affoltern, war der Erbauer der regensbergischen Stammburg am Katzensee. Die Herren von Sellenbüren errichteten nach der Trennung offenbar die Üetliburg auf dem Kulm auf den Spuren der frühmittelalterlichen Anlage und

waren damit auch Nutzniesser des bereits aufgehobenen Wehrgrabens. Dabei muss es sich noch weitgehend um eine Holzburg gehandelt haben, und die 1980 entdeckte Ringmauer gehört einer jüngeren Epoche an. Da wir aus den schriftlichen Quellen nur zwei bzw. drei Vertreter von Sellenbüren kennen, sind wir über die zahlenmässige Stärke dieses regensbergischen Zweiges nicht unterrichtet.

Heinrich hatte mindestens einen Sohn, Konrad, erwähnt 1122, der in diesem Jahr das Kloster Engelberg gründete. «Dass Heinrich von Bonstetten, der bei der Gründung von Engelberg den Schenkungen beistimmte, auch ein Sellenbüren gewesen sein wird (und den Namen von Heinrich von Sellenbüren herleitete), der einen kleinen Teil, eben Güter um Bonstetten, sich gesichert hatte», kann als sehr wahrscheinlich angenommen werden. So äussert sich Kläui. Mit dieser frühen Üetliburg müssen vielleicht die jüngst gefundenen Silbermünzen, welche in der Zeit um 1100 entstanden, in Zusammenhang gebracht werden.

Wissen wir also, wer um 1100 die Üetliburg besass und bewohnte, so trifft dies für die kleine Anlage auf dem Ofengupf leider nicht zu. Sicher ist nur, dass es sich ebenfalls um einen Holzbau, teilweise mit Steinsockel, von geringen Ausmassen handelte und die Funde ebenfalls ins 11. Jahrhundert weisen. Die Anlage muss in jenem Zeitpunkt errichtet worden sein, als die Sellenbüren auf dem Kulm ihre Hauptburg erbauten. Wer diese «Vorbürg» bewohnte – ob ein kleiner Lehensmann oder ein Verwandter der Sellenbüren –, ist gegenwärtig nicht auszumachen. Mit Konrad von Sellenbüren starb in den zwanziger Jahren des 12. Jahrhunderts die Familie aus. Der Bereich an Kleinfunden weist darauf hin, dass damals die Anlage auf dem Ofengupf als Wohnplatz aufgegeben wurde. Der grösste Teil des Besitzes ging an die Klöster Engelberg, Muri und St. Blasien über. Die Üetliburg und die dazugehörenden Höfe «waren der einzige Stützpunkt, den man nicht an ein Kloster abtrat, sondern dem Regensberger Stamm zurückgab».

Die Üetliburg wird urkundlich erst 1210 erwähnt. Aber die jüngst gemachten Keramikfunde stammen, wie erwähnt, aus der Zeit von etwa 1150 bis 1250. Wir dürfen also annehmen, dass eine kontinuierliche Bewirtschaftung stattfand. Es ist möglich, dass die Regensberger als Nachfolger einen Vogt auf den Kulm als Verwalter setzten. Die Anlage wurde sogar noch ausgebaut und verstärkt. Für den Aufbau der steinernen Burg kommen

zwei Zeitbereiche in Frage. Frühestens gegen 1200 kann die Anlage eine grosszügige Vergrösserung und Verstärkung erfahren haben. In dieser Zeit wurde wohl die Ringmauer, welche 1980 entdeckt wurde, zusammen mit andern Steinbauten aufgeführt. Wir müssen also annehmen, dass in diesem Fall Lütold IV. von Regensberg der Bauherr war, einer der markantesten Vertreter dieses Geschlechts. Er gab zu dieser Zeit auch dem Stammsitz am Katzenssee durch die Ummantelung des Bergfrieds mit Bossenquadern und die Errichtung der Ringmauer ein neues, repräsentativeres Aussehen. Er war ein vielgereister und tatkräftiger Mann, finden wir ihn doch in Salzburg, wo sein Bruder Eberhard als Erzbischof amtete. 1209 hielten sich beide am Hof Kaiser Ottos IV. zu Nürnberg auf. Sie vereinbarten wohl auch gemeinsam die 1208 stattgefundene Gründung des Prämonstratenserklosters Rütli. Lütold IV. war ein sehr bedeutender und einflussreicher Herr, gelang es ihm doch, in die Grafenfamilie der mächtigen Kyburger einzuheiraten. In diesem Zeitraum suchten sich viele Adelige dank vermehrtem Besitz zu Territorialherren und damit in eine höhere Gesellschaftsstufe aufzuschwingen. Bei Lütold IV. wird dies offensichtlich, kennen wir doch Siegel, auf denen er sich «comes» (Graf) nennt. Dies weist auf den Versuch hin, sich gesellschaftlich höherzustellen, was gleichzeitig bedeutet, dass die Machtstellung der Regensberger zugenommen hatte. Dieser Comes war vielleicht auch der Erbauer der Burg Friedberg bei Meilen. Lütold starb 1218 auf einer Pilgerfahrt in Akko.

Was war der Grund für einen solchen Ausbau auf der Üetliburg? Handelte es sich um eine Machtdemonstration, um einen Ausdruck der Wohlhabenheit, oder bedeutete der Bau mehr? Wir möchten in Erinnerung rufen, dass kurz vorher, zwischen 1185 und 1190, ein anderes Geschlecht, die Freiherren von Eschenbach, auf dem Albiskamm, auf dem Schnabel, eine starke Festung errichtet hatte. Bildete die Üetliburg einen festen regensbergischen Stützpunkt gegen die Eschenbach-Schnabelburger, welche als neue Lehensträger der Abtei Fraumünster in Zürich und als Untervögte der zähringischen Reichsvögte eine starke Stellung am Albis erlangt hatten?





Blick von Westen gegen die Schnabellücke,  
das Sihltal, den Zimmerberg  
und den mittleren Zürichsee.  
In der Bildmitte der Burghügel  
der Schnabelburg.

Auch grenzte das Besitztum der beiden Geschlechter zwischen Albis und Reuss an mehreren Orten aneinander und griff ineinander. Den Regensbergern konnte es nicht gleichgültig sein, wenn sich ein neues Geschlecht mit weitreichenden Beziehungen und einer starken Unterstützung seitens der Zähringer in ihrer unmittelbaren Nähe ausbreitete.



Siegel des Freiherrn Lütold VIII. von Neu-Regensberg, 1299.  
Unter seinem Onkel, Lütold VI., fiel 1267 die Üetliburg.

In der Folge scheint zwischen den beiden Häusern aber keine Spannung mehr bestanden zu haben, denn eine der Töchter Lütolds IV. von Regensberg heiratete Berchtold I. von Eschenbach, der zwar nicht Besitzer der Schnabelburg war, sondern der Enkel des Erbauers aus der alten Stammlinie Eschenbach.

Die Üetliburg blieb auch unter Lütold V., dem Gründer des Städtchens Glanzenberg, in regensbergischem Besitz. Wer dort als sein Vogt residierte, wissen wir nicht. Er übernahm die Festung 1218 nach dem Hinschied seines Vaters. Im gleichen Jahr starb mit dem Hinschied Berchtolds V. von Zähringen das mächtige Herzogsgeschlecht aus. Damit traten in unserem Land völlig neue Rechtsverhältnisse ein. Der Tod Berchtolds hatte zur Folge, dass die lokalen Kräfte erstarkten. Erbe der schweizerischen Besitzungen war Graf Ulrich von Kyburg. Die Lehen fielen an ihre Herren zurück. So wie die Eschenbacher zu einer besseren Stellung kamen, witterten wohl auch die Regensberger Morgenluft. Lütold V. heiratete in die Grafenfamilie von Neuenburg ein. Wie stark er sich fühlte, geht bereits aus

der Gründung von Glanzenberg hervor. Sie war eindeutig gegen die Stadt Zürich gerichtet, welche ihrerseits durch des Zähringers Tod die Reichsfreiheit erlangte. Es ist deshalb denkbar, dass auch Lütold V. – und nicht nur sein Vater – die Burg auf dem Kulm ausbaute. Die neu entdeckte Ringmauer könnte zu seinen Lebzeiten erweitert worden sein. Sicher ist nur, dass der Ausbau entweder von Lütold IV. oder dessen Sohn Lütold V. vorgenommen wurde. Die stattliche Festung, das zeigen die wenigen Reste, löste sicher in der jungen, reichsfreien Stadt nicht eitel Freude aus.

Den Untergang der Burg erlebte erst Lütold VI., der Bruder von Ulrich I., dem Erbauer von Burg und Städtchen Neu-Regensberg auf der Lägern. In seine Zeit fällt neben dem Erstarken der Stadt Zürich auch das langsame Heranwachsen der habsburgischen Territorialmacht. Dieses Grafengeschlecht erhielt durch das Erbe der Kyburger, welche 1264 ausgestorben waren, einen gewaltigen Machtzuwachs und wurde zum dominierenden Territorialherrn der ganzen Ostschweiz. Dass es mit den Regensbergern in Konflikt geriet, ist nicht erstaunlich. Die von Legenden umwobene Regensberger Fehde zwischen Zürich und dem Grafen Rudolf von Habsburg einerseits und Lütold VI. von

#### Besitzer/Bewohner der Üetliburg aus dem Haus Regensberg/Sellenbüren

Heinrich v. Sellenbüren  
um 1080–1092

Konrad v. Sellenbüren  
1122

Lütold III. v. Regensberg  
1130–1152

Lütold IV. v. Regensberg  
1177, † 1218

Lütold V. v. Regensberg  
1209, † vor 1250

Lütold VI. v. Regensberg  
1218, † vor 1286 (Zerstörung der Burg 1267)

Regensberg anderseits ist bekannt. Auf Einzelheiten ist daher an dieser Stelle nicht einzutreten. Wichtig ist für uns, dass die Burg auf dem Kulm im Lauf dieser Auseinandersetzung erobert, zerstört und nie mehr aufgebaut wurde. Die Kleinfunde der jüngsten Ausgrabungen bestätigen diese Annahme. Damit endet die an Problemen reiche Geschichte der Üetliburg.

So bleiben noch die beiden Burgen Friesenberg und Manegg, die erste archäologisch schlecht, die andere zu unserer Freude noch nicht untersucht. Von beiden darf festgehalten werden, dass wesentliche Teile, z.B. die Bergfriede, entsprechend ihrer Bauweise in der Zeit um 1200 entstanden. Gilt dies für beide Anlagen in gleicher Weise, so müsste der Grund für ihre Errichtung gesucht werden. Bis jetzt sind keine Hinweise vorhanden, welche auf eine ältere Besiedlung der beiden Punkte deuten würden. Wiederum wäre der Zeitpunkt des Aussterbens der Herzöge von Zähringen, 1218, heranzuziehen, das den vordem unterstellten Hochfreien eine neue Machtposition verlieh und auch die Stadt Zürich als reichsfreies, unmittelbar der Krone unterstelltes Machtgebilde in einem neuen Rechtsverhältnis zum umliegenden Adel erscheinen lässt. Waren es vielleicht die Freiherren von Eschenbach-Schnabelburg, nunmehr Inhaber von Reichsvogteirechten der Krone, welche die beiden Burgen nach 1218 erbauten und dort ihre Lehensträger zur besseren Verwaltung und zur Stärkung im «Albisforst», der ja bis vor die Tore der Stadt reichte, einsetzten? Oder waren es die auf dem Üetliberg sitzenden Regensberger? Zwei Geschlechter spielen in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle, Maness und Mülner. Sie gehörten zum stadtzürcherischen Ritteradel, von dem Sablonier schreibt: «Viele unter ihnen stehen in einem engen Verhältnis zur Fraumünsterabtei, die ihre Dienstleute vorwiegend im städtischen Bürgertum rekrutiert hat. Manche weisen daneben Beziehungen – vor allem lehensmässiger Art – zu den umliegenden Grossen wie Eschenbach, Regensberg, Wädenswil und Rapperswil auf». Die beiden Geschlechter Maness und Mülner liessen sich denn auch im 13. bzw. zu Beginn des 14. Jahrhunderts als Inhaber der Burgen Manegg und Friesenberg nachweisen. 1257 nannte sich Jakob Mülner, der Inhaber des Meieramts Wiedikon, «de Vriesenberch». 1303 folgte die erste Erwähnung der Manegg im Zusammenhang mit der Familie Maness.

Die Mülner, «aus der Dienstmannschaft der Äbtissin des Fraumünsters hervor-

gegangen, sind nicht nur das ganze 13. Jahrhundert hindurch von gewichtigem politischem Einfluss in der Stadt, sondern sie besitzen seit eh und je weit gestreute Beziehungen zu Kyburg, Eschenbach, Schnabelburg, Regensberg, Klingen, Habsburg, dann aber auch zu König Rudolf und seinen Söhnen».



Siegel des Ritters Rudolf Mülner, 1293.  
Er wurde nach der Bannung Walters IV. von Eschenbach 1309 mit dessen ans Reich gefallenen Vogteien betraut.

Sie zählten zu ihrem Besitz u.a. auch Anteil an der Reichsvogtei zu Albisrieden und Wiedikon, also in Gebieten, die den Eschenbach-Schnabelburgern zustanden. War vielleicht Heinrich (1200 bis 1240), der 1223 als Ritter erscheint, Erbauer und Bewohner der Friesenberg? Oder war es Eberhard, der Ministeriale der Abtei Fraumünster, 1225 als Ritter erwähnt, der auch Lehensträger der Schnabelburger wurde und als erster auf Friesenberg sass? Die Zeit, fünf bzw. sieben Jahre nach dem Aussterben der Zähringer, würde, gemessen an der Bauart der Burg (Quadern mit Kantenschlag und Bossen), sehr gut in Übereinklang stehen. Die Überlegungen können noch weiter geführt werden: Jakob Mülner, der bekannteste seines Geschlechts und wohl Sohn von Eberhard, hatte als Lehensträger der Freiherren von Schnabelburg – Berchtolds III. und Johannes I. – bis 1255 die Reichsvogtei über Albisrieden inne, besass ausserdem die Reichsvogtei Wiedikon und war nachweislich der Inhaber der Friesenberg. Er starb 1287. Sein Sohn Rudolf war wohl ebenfalls Besitzer der Friesenberg, die er aber kaum bewohnte, da sich seine wesentlichen Güter am rechten Zürichseeufer befanden. Als Bürger von Zürich fand er sich in der Regensberger Fehde auf der Seite von Graf Rudolf von Habsburg. Bei einem der Gefechte – es könnte sich um die Eroberung der Üetliburg gehandelt haben – rettete er dem in Not geratenen Grafen das Leben. Nach der Bannung Walters IV. von Eschenbach, 1309, wurde Rudolf von den Herzögen Leopold und Friedrich von Österreich, den Söhnen des ermordeten Königs Albrecht, mit den ans

Reich gefallenen Vogteien der Eschenbach-Schnabelburger betraut. Das ist erstaunlich, weil Rudolf Mülner zum Freundeskreis des Schnabelburgers gehörte und sich noch nach dem Mord auf der Schnabelburg aufhielt.

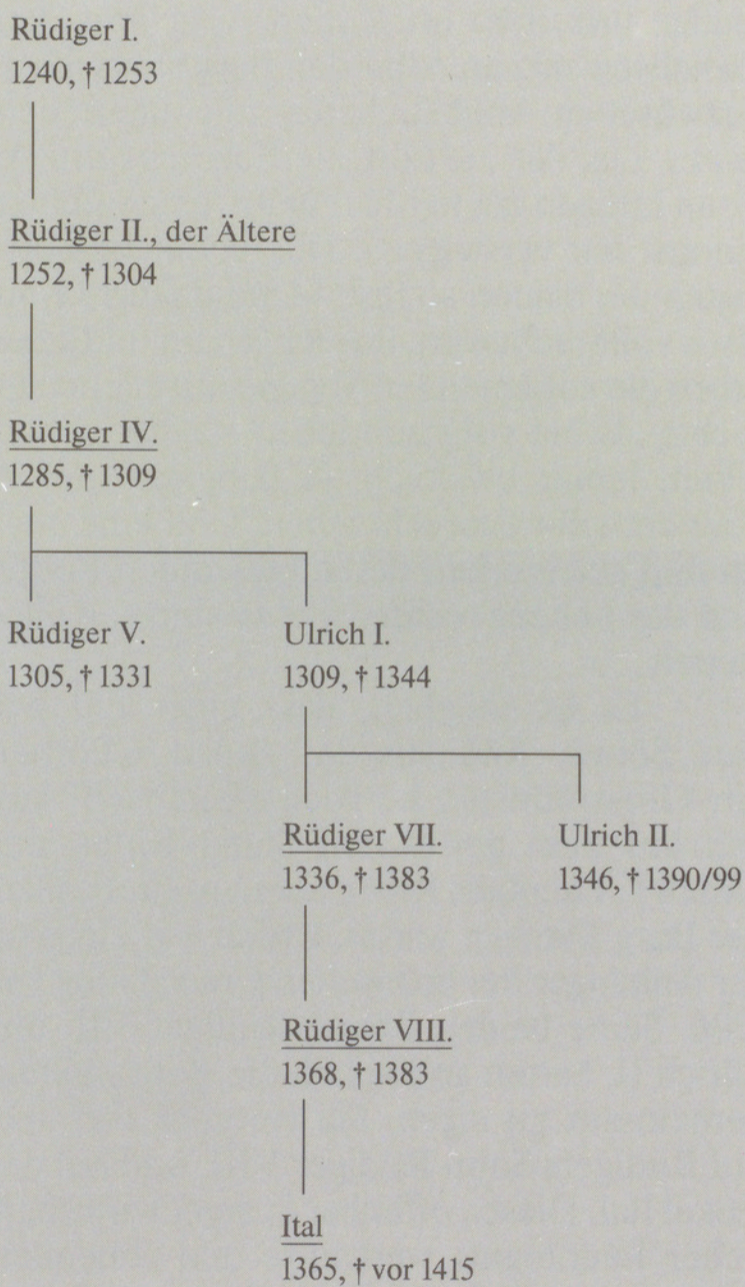
Wann die Friesenberg verlassen wurde, wissen wir nicht genau. Wenn 1317 aber vom Burgstall die Rede ist, muss angenommen werden, sie sei damals nicht mehr bewirtschaftet worden. Überprüft man die im Schweizerischen Landesmuseum liegenden Kleinfunde, so sind wohl keine ins 14. Jahrhundert zu datieren. Um die Jahrhundertwende wurde die Burg, den Funden gemäss, aufgegeben. Der Grund mag darin liegen, dass die Mülner zu dieser Zeit rund um Zürich ihr Besitztum derart konsolidiert hatten, dass sie als Wohnbereich auf diesen unbequemen Sitz auf dem steilen Grathügel verzichten konnten und sich in einem der Häuser in der Stadt oder einem festen Sitz in der Landschaft niederliessen. Aspekte der Anlage, soweit sie sich anhand alter Abbildungen festlegen lassen, weisen, wie wir feststellten, in die Zeit knapp nach 1200. Ob schon früher eine Besiedlung stattgefunden hatte und der steinerne Bau eine ältere Holzburg ersetzte, lässt sich, wie die Erfahrungen beim Ofengupf gezeigt haben, nur durch eine subtile archäologische Untersuchung abklären. Gegenwärtig ist uns nur bekannt, dass die Maness sicher von 1303 an, wahrscheinlich aber schon 1294, die Burg besaßen. Die Maness stammten, wie die Mülner, aus dem Bürgertum, waren wie diese Angehörige der schmalen «Aufsteigergruppe», welche sich vorwiegend als Lehensträger der Abtei Fraumünster zu städtischen Ritteradeligen aufschwangen. Dass sie von sich aus eine solche Burg in ihr Lehensgebiet hineinstellten, ist unwahrscheinlich. Ebenso wenig war die Stadt, also der Rat, zu dieser Zeit schon in der Lage, so weit ausserhalb des direkten Einflussgebiets eine Burg zu erstellen. Müssen wir nicht wiederum den Zeitpunkt 1218 ins Auge fassen, der, wie bereits mehrmals erwähnt,



Siegel des Ritters Rüdiger II. Maness, 1266, dessen Name unzertrennlich mit der grossen Heidelberger Liederhandschrift verknüpft ist.

mangels einer zentralen Gewalt den kleinen Hochfreien mehr Freiheit und Selbständigkeit brachte? Ist es nicht denkbar, dass die Maness Lehen der Freiherren von Eschenbach-Schnabelburg übernahmen und als deren Untervögte, im Zusammenhang mit dem Lehensverhältnis zur Abtei, kleinere Gebiete verwalteten? Nachweisbar ist als erster des Geschlechts Rüdiger I. als Ritter und Reichsvogt ab 1240. Spricht nicht gerade diese Beamtung als Reichsvogt für diese Ansicht, da doch die Schnabelburger Reichsvogteigewalt innehatten? Rüdiger starb 1252, wäre also bei der allfällig neu errichteten Manegg im besten Mannesalter gestanden.

#### Mögliche Besitzer/Bewohner der Manegg aus dem Haus Maness



Ebenso könnte sein Bruder, Rüdiger II. der Ältere, 1253 erwähnt und 1304 gestorben, ebenfalls Ritter und Lehensmann der Fraumünsterabtei, die Burg übernommen haben. Sein Name ist unzertrennlich mit der grossen Heidelberger Liederhandschrift, der Manessischen Liederhandschrift, verknüpft. Er war auch, wie Urkunden belegen, Sachwalter der Freien von Eschenbach-Schwarzenberg. Als

Walter IV., Mangold und Berchtold beim Verkauf des Hofes zu Seengen an die Johanniterkomturei Hohenrain dieser mit Zustimmung der Lehensherrin, Elisabeth von Wetzikon, Äbtissin von Fraumünster, die Schnabelburg 1302 als Pfand übergaben, wurden die Urkunden auch mit dem Siegel von Rüdiger Maness bekräftigt. Dies zeigt einerseits dessen Stellung zur Abtei und andererseits sein gutes Verhältnis zu den Eschenbachern allgemein und den Besitzern der Schnabelburg im besonderen. Der jüngere Sohn Rüdiger IV., 1285 erwähnt und 1309 gestorben, erwarb von Walter IV. von Eschenbach und dessen Brüdern 1304 die Vogteirechte zu Erdbrust zu Lehen, welche im unmittelbaren Bereich der Manegg lagen. Die Region wird folgendermassen umschrieben: «die Vogteien elleklich über lüte und über gut von dem Bache ze Ertprust nieder unz (bis) an Zürich, und von dem Zürichsew unz an Albis den Berg, swas ich da enzwüschen Vogteie hatte, mit allem dem rechte des dar zu hört, und als ichs unz an disen hütigen tag har han braht, es si offenbar ald unz har verswigen». Die rechtliche Form legten die beiden so fest: «Und da dirre Kouf alsus vollbracht wart, do lech ich im und sinen erben die vorgenanden Vogteie mit allem dem rechte als hie vorgeschrieben stat ze rechten lehen, iemer eweklich ze habenne und ze nieszenne für ein recht lehen, Und lobe ouch im und sinen erben des vorgenanden Koufes und des Lehens rechter wer ze sinne an allen stetten...».

Es ist möglich, dass einer der beiden Söhne Rüdigers V., zuerst Chorherr am Grossmünster, hernach aber nach Austritt aus dem geistlichen Stand Ritter, und Ulrich I., ebenfalls Ritter, gemeinsam Besitzer der Burg Manegg waren. Ulrich war ein grosser Anhänger der bruntschen Umwälzung von 1336. Seine beiden Söhne Rüdiger VII. und Ulrich II. hatten anfänglich die Burg Manegg gemeinsam zu eigen. Sie vererbte sich aber auf Rüdigers Sohn Rüdiger VIII. und auf den Enkel Ital. Dieser, offenbar in arger wirtschaftlicher Bedrängnis, verkaufte und vergantete den grössten Teil seines Besitzes. Auf diese Weise ging die Manegg 1393 in jüdische

Hände über. Ihr Schicksal während der darauffolgenden Jahre ist unbekannt. 1409 brannte sie, gemäss Eintrag im Rats- und Richtebuch, aus Unvorsichtigkeit ab. Gottfried Keller hat die Burg in der Novelle «Der Narr auf Manegg» für alle Zeiten in unser Gedächtnis zurückgerufen.

Wir haben versucht, das heutige Wissen über die sechs Burgen am Üetliberg und Albis darzulegen. Den Ausgangspunkt bildeten die topographischen, baulichen und archäologischen Gegebenheiten. Mit diesen wurde versucht, die wenigen schriftlichen Quellen in Einklang zu bringen. Wir sind uns bewusst, dass vieles Hypothese bleiben musste. Immerhin vermitteln wir zu verschiedenen Problemen Hinweise und Denkanstösse. Wichtig dürften für einzelne Objekte, vor allem die Baldern und die Manegg, die zukünftigen archäologischen Untersuchungen sein. Für die Üetliburg können sie 1984 hoffentlich abgeschlossen werden. In Sellenbüren und auf der Friesenberg sind kaum weitere Resultate zu erhoffen. Auf der Schnabelburg ist noch das Problem der Wasserversorgung ungelöst. Hoffen wir, dass in näherer Zukunft die wissenschaftliche Leitung und die Finanzen zur Erforschung der Baldern gefunden werden können. Die Baldern bildet unseres Erachtens einen der zentralen Punkte. Mit der Fixierung der Lebensdauer dieser Anlage könnte manche heute noch offene Frage beantwortet werden.

## Literaturhinweise

- Boxler H.* (1982): Burgen der Schweiz. Band 5: Kantone Zürich und Schaffhausen. Zürich.
- Kläui P.* (1960): Geschichte der Gemeinde Horgen. Horgen.
- Meyer W. und Widmer E.* (1977): Das grosse Burgenbuch der Schweiz. Zürich.
- Sablonier R.* (1979): Adel im Wandel. Eine Untersuchung zur sozialen Situation des ostschweizerischen Adels um 1300. Göttingen.
- Schneider H.* (1968): Adel - Burgen - Waffen. Bern.
- Schneider H.* (1979): Die Burgruine Alt-Regensberg im Kanton Zürich. Olten.
- Stauber E.* (1948/49): Der Burgenkranz am Zürichsee, linkes Ufer.
- Zeller-Werdmüller H.* (1893/94): Die Freien von Eschenbach, Schnabelburg und Schwarzenberg. Zürich.



Separatdruck aus dem 1985 im Orell Füssli Verlag, Zürich (Copyright Silva Verlag, Zürich)  
erschienenen Bildband «Der Üetliberg»